

Werk an, indem es neben einer neu und umfassend dokumentierten Gesamtdarstellung eine Fülle von Einzelbeiträgen von deutschen und kaukasischen Zeitzeugen bringt.

Der „Sonderverband Bergmann“ (so der Tarnname für seinen Einsatz im Kaukasus) wurde vom Amt Ausland/Abwehr des OKW 1941 aus Freiwilligen kaukasischer Kriegsgefangener und Überläufern der Roten Armee sowie Emigranten gebildet. Ihr Kommandeur (bis 1943) in Kaukasien wurde der Oberleutnant (später Hauptmann) d. Res. Prof. Dr. Theodor Oberländer, der später im Kabinett Adenauer Bundesvertriebenenminister war. Dieser machte schon zu Beginn des Feldzugs gegen die Sowjetunion in Denkschriften auf die kontraproduktive Einstellung der NS-Führung in den besetzten Gebieten der Sowjetunion aufmerksam. Trotz dieser äußeren Bedingungen, die er nicht zu ändern vermochte, war es erstaunlich, daß seine Truppe im Laufe von zwei Jahren auf Regimentsstärke anwuchs, was ihre Aufteilung in drei Bataillone zur Folge hatte, die erfolgreiche Einsätze im Rahmen der Heeresgruppe Süd durchführten. Ihr Weg führte im allgemeinen Rückzug über die Krim nach Griechenland, zeitweise nach Warschau, dann nach Jugoslawien und endete schließlich dort mit der Auslieferung durch die Engländer an die Sowjets.

Die Besonderheit dieser Arbeit liegt in der kriegshistoriographisch meist unüblichen Mischung von Gesamtdarstellung und Einzelbeiträgen damaliger in- und ausländischer Zeitzeugen, die zusammengenommen ein umfassendes Bild nicht nur der Einsätze, sondern auch der inneren Verfassung der Truppe gestatten. Nicht zuletzt muß man das Bemühen des deutschen Rahmenpersonals würdigen, alle internen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich aus den unterschiedlichen Volkszugehörigkeiten der Freiwilligen mit ihren verschiedenartigen Mentalitäten, den sprachlichen Barrieren und schließlich auch der militärischen Lage ergaben. Es gab nur wenige Deserteure und Überläufer. Wie sehr „Bergmann“ seiner Aufgabe gerecht geworden ist, beweist nicht nur allein die Tatsache des erstaunlichen Gefechtswertes der Truppe in ihren Einsätzen, sondern auch ihr Zusammenhalt bis zur Gefangennahme durch die Engländer, die entgegen ihrer Zusage die Kaukasier an die Sowjets auslieferten.

So gibt das Buch einen Einblick in einen Teilbereich des Krieges im Osten, der nicht nur für ehemalige Soldaten, sondern auch für Historiker interessant sein dürfte. Es ist gut dokumentiert und ebenso gut lesbar. Manch aktuelle Entwicklungen in der Kaukasus-Region erhalten neue Gesichtspunkte. Daß ein Orts- und Namenregister zu vermissen ist, darf als Schönheitsfehler übersehen werden.

Ernst Vogelsang

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12-14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICAN HISTORICAL AND LIFE

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35085 Ebsdorfergrund

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 43/2005

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Vorstand und Schriftleitung, Klaus Militzer zum 65. Geburtstag, S. 1 – *Dieter Heckmann*, Der Übergang der Neumark an Brandenburg im Jahre 1455 im Spiegel der zollernschen Unterwanderung des preußischen Zweiges des Deutschen Ordens, S. 2 – *Heinrich Lange*, Nur zwei Briefe Immanuel Kants in der Staatsbibliothek Moskau?, S. 19 – *Udo Arnold*, P. Dr. Klemens Wieser OT (1924–2003), S. 42 – Buchbesprechungen, S. 44.

Klaus Militzer zum 65. Geburtstag

Unser stets jugendlich wirkender Kollege Prof. Dr. Klaus Militzer vollendet bereits sein 65. Lebensjahr, da er am 9. Juni 1940 in Bielefeld geboren wurde. Nach dem Abitur in seiner Heimatstadt begann er 1960 das Studium der Geschichte und Germanistik mit den üblichen Beifächern. Von Göttingen ging er über Innsbruck und Gießen 1963 nach Göttingen zurück, wo er 1965 das Staatsexamen für den höheren Schuldienst abschloß. In den Lehrveranstaltungen von Reinhard Wenskus ließ er sich für die Geschichte der Balleien des Deutschen Ordens im Reich interessieren, so daß er 1966 als wissenschaftlicher ‚Hilfsarbeiter‘ in das Atlaswerk des Preußenlandes eintrat, um die Bearbeitung einer Karte der Balleien des Deutschen Ordens um 1400 aufzunehmen. Hieraus erwuchs das Thema seiner Dissertation „Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich“, mit der er 1968 promoviert wurde. Diese 1970 im Druck erschienene Untersuchung erwies sich als ein großer wissenschaftlicher Erfolg, so daß 1981 eine zweite Auflage nötig wurde. 1968–1974 war er wissenschaftlicher Assistent an der Pädagogischen Hochschule Göttingen. Forschungsmäßig erarbeitete er sich mit der Sozialgeschichte der Stadt Köln ein zweites Standbein. Mit einer Arbeit über die städtischen Unruhen im späteren 14. Jahrhundert wurde er 1979 von der Philosophischen Fakultät in Göttingen habilitiert und erhielt die *Venia legendi* für mittelalterliche Geschichte.

Danach wurde er wissenschaftlicher Referent am Historischen Archiv der Stadt Köln, während er seine akademischen Lehrverpflichtungen zunächst als Privatdozent in Göttingen, später in Bochum wahrnahm, wo er zum außerplanmäßigen

Professor ernannt wurde. Da er auch in Köln den Deutschen Orden und das Preußenland nicht aus dem Auge verlor, berief ihn die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 1980 zu ihrem ordentlichen Mitglied. Er gehört zu den Historikern, die den Orden stets als Ganzes sehen. So erschienen 1986 die ersten sieben Teilblätter der Balleienkarte; der geplante Druck für neun weitere Balleien wurde verhindert, weil das Bund-Länder-Akademienprogramm nach 1989 die Finanzierung des Atlaswerkes einstellte. 1993 erschien der von ihm wesentlich mitherausgegebene und mitverfaßte Katalog der livländischen Deutschordensbrüder. In zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen setzte er sich besonders mit prosopographischen Problemen des Ordens auseinander. Schließlich erschien 1999 unter dem Titel „Von Akkon zur Marienburg“ der erste Band seiner groß angelegten Verfassungs-, Verwaltungs- und Sozialgeschichte des Ordens, womit ihm ein großer Wurf gelang. Neben den sehr ertragreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind auch seine Dienste für die Kommission als Gemeinschaft zu rühmen. Nachdem er die schmalen Finanzen der Kommission als Kassenprüfer kennengelernt hatte, übernahm er dennoch 1995 das undankbare Amt des Schatzmeisters, das er unauffällig wahrnimmt. Nach der Beendigung seines doppelten Berufslebens im Archiv und an der Universität ist ihm zu danken für Vieles. Wir wünschen, daß ihm bei persönlichem Wohlergehen sein musischer Frohsinn und die für seine großen Pläne nötige Schaffenskraft noch möglichst lange erhalten bleiben mögen.

Vorstand und Schriftleitung

Der Übergang der Neumark an Brandenburg im Jahre 1455 im Spiegel der zollernschen Unterwanderung des preußischen Zweiges des deutschen Ordens

Von Dieter Heckmann*

Die Verpfändung der Neumark an den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II. von Zollern durch den preußischen Zweig des Deutschen Ordens vom 19. September 1455¹ hat die landesgeschichtliche Forschung bisher zu Recht hauptsächlich der Geldnot angelastet, in die der Orden wegen des im Jahr zuvor mit den preußischen Stän-

* Herrn Prof. Dr. Bernhart Jähnig sei an dieser Stelle nochmals gedankt für das Bereitstellen von Literatur.

¹ Die Verpfändungsurkunde ist gedruckt bei Adolph F. Riedel: Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellenschriften, 36 Bände und 5 Bände Register, Berlin 1838–69, hier Teil 2, Bd. 4, S. 495–497. In der im Ordensarchiv verbliebenen Reinschrift stehen zum Teil andere Zeugen in anderer Reihenfolge, s. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, XX. HA Hist. StA Königsberg, Urkunden, Schiebl. 44 Nr. 6.

den ausgebrochenen Kriegen geraten war². Sogar eine verschleierte Annexion durch den Brandenburger ist dabei in Erwägung gezogen worden³. Bei der Beantwortung der Frage, weshalb der Orden die Neumark nicht den ebenfalls am Erwerb interessierten anderen Nachbarn, König Kasimir von Polen und den pommerschen Herzögen, meistbietend veräußert hat, wirkt jedoch die Forschung weitgehend hilflos. Beispielsweise meinte Johannes Schultze, der Kurfürst sei der nächste Nachbar gewesen und habe deshalb die Pfandherrschaft erhalten. Heidelore Böker glaubt dagegen, der Orden habe dem Drängen Friedrichs II. nachgegeben und ihm die ertragsschwache Neumark überlassen, und Marian Biskup führt vorsichtig nationale Beweggründe an⁴.

Immerhin ist es nicht unbemerkt geblieben, daß der Vogt der Neumark, der aus Bayern stammende Deutschordensbruder Christoph Eglinger⁵, große Mühe aufgewandt hat, die zum Teil polnisch, zum Teil pommersch eingestellten neumärkischen Stände für den Kurfürsten zu gewinnen⁶. Die Frage nach den Gründen für einen derartigen Einsatz des Vogtes läßt sich vordergründig und nur zum Teil damit beantworten, daß Eglinger seiner Gehorsamspflicht dem Hochmeister gegenüber nachgekommen ist. Wer hingegen einen Blick auf die Zusammensetzung der Führungsschicht im preußischen Ordensstaat wirft, der erahnt vernebelte Hintergründe. Der Verdacht einer landsmannschaftlich begründeten Bevorzugung des Zollern drängt sich auf. Zur Klärung scheint es unverzichtbar zu sein, die personelle Zusammensetzung des preußischen Zweigs des Deutschen Ordens genauer als bisher in Augenschein zu nehmen. Dies dürfte selbst bei einer kaum verbesserten Quellenlage möglich sein, wenn die Herkunftsgebiete der preußischen Ordensbrüder nicht, wie bislang häufig geschehen, zu sprachlichen Großlandschaften zusammengefaßt und als solche betrachtet werden. Aus dieser Sicht nämlich lassen sich – begünstigt durch die spärlich fließenden Quellen – vornehmlich allgemeine Entwicklungen ableiten. So hat beispielsweise Klaus Militzer unlängst geschätzt, daß von den landschaftlich zuzuordnenden Ritterbrüdern, die zwischen 1230 und 1309 nach Preußen gezogenen waren, alleine 40,4 v.H. aus dem Einzugsbereich der Ballei Thüringen, 19,7 v.H. aus dem der Ballei Sachsen, 6,9 v.H. aus dem Rheinland und lediglich 24,1 v.H. aus Oberdeutschland stammten⁷. In ähn-

² Erich Weise: Die Staatsverträge des Deutschen Ordens im 15. Jahrhundert, Bd. 2 (1438–1467), Marburg 1955, S. 113 f.; Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg, Bd. 3, Berlin 1989, S. 76–80; Heidelore Böker: Rückführung und Zugewinn des Landes, in: Brandenburgische Geschichte, hg. von Ingo Materna und Wolfgang Ribbe, Berlin 1995, S. 200–208, hier S. 203 f.; Marian Biskup: Der Übergang der Neumark an Brandenburg, in: Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, hg. von Marian Biskup und Gerard Labuda, Osnabrück 2000 (Deutsches Historisches Institut Warschau; Klio in Polen, 6), S. 438–440.

³ Weise: Staatsverträge (wie Anm. 2), S. 113.

⁴ Schultze: Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 76; Böker: Rückführung (wie Anm. 2), S. 203; Biskup: Übergang der Neumark (wie Anm. 2), S. 438.

⁵ Schultze: Mark Brandenburg (wie Anm. 2), S. 77, nennt ihn irrtümlich Christoph von Erlinger; zu seiner Herkunft siehe unten S. 10 zu Anm. 50.

⁶ Ebd.; Biskup: Übergang der Neumark (wie Anm. 2), S. 439.

⁷ Klaus Militzer: Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309, Marburg 1999 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deut-

licher Weise hat Bernhart Jähmig im Rahmen seiner Untersuchung des Danziger Ordenskongregates die landsmannschaftliche Verteilung der Ritterbrüder in den Kongregaten zu Balga, Brandenburg und Königsberg zum Jahr 1437 angegeben, indem er sie zu Ostmittel-, Westmittel-, Ober-, Nord- und Ostdeutschen sowie zu Unbekannten zusammenfaßte⁸.

Das Hauptaugenmerk wird von daher auf die Herkunftsangaben der Ordensbrüder, so wie sie in den entsprechenden Nachrichten vorkommen, zu richten sein. Dies läßt freilich auch für diesen Zusammenhang die Visitationsberichte der preußischen Ordenshäuser zu den Jahren 1437 und 1438 zur wichtigsten Quelle aufrücken, weil sie die Geburtslandschaft der meisten der darin namentlich aufgeführten Ordensbrüder mit angibt. Diese Angaben beruhen auf keinem Zufall. Vielmehr sind sie Ausfluß des Zungenstreites unter den preußischen Ordensbrüdern, der damals seinem Höhepunkt zu strebte. Insoweit erscheint es unverzichtbar zu sein, in der gebotenen Kürze zunächst auf die Entstehung und die Entwicklung dieses Streites einzugehen. Danach sollen vor allem der Anteil der bayrischen und fränkischen Brüder in den preußischen Kongregaten sowie etwaige Einflußnahmen auf sie mit dem Ziel im Blickfeld stehen, die Einschätzung ihrer Machtmöglichkeiten im preußischen Ordensstaat zu erleichtern. Vor diesem Hintergrund wird sodann die Entwicklung des preußischen Zweiges des Deutschen Ordens bis zur Veräußerung der Neumark im Jahre 1455 nachzuzeichnen sein. Am Schluß soll eine kurze Zusammenfassung der Beobachtungen stehen.

Entstehung und Entwicklung des Zungenstreites

Mit der herausragenden Bedeutung der thüringischen Ballei als Rekrutierungsgebiet für das preußische Ordensland im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert ging – wie Jähmig herausgearbeitet hat – ein starker kultureller Einfluß vor allem auf sprachlichem und literarischem Gebiet⁹ einher, der bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhundert im großen und ganzen unangefochten blieb¹⁰. Im 14. Jahrhundert sank der Anteil der

schen Ordens, 56; zugl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 9), S. 425 f.

⁸ Bernhart Jähmig: Der Danziger Deutschordenskonvent in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Personengeschichte des Deutschen Ordens, in: Danzig in acht Jahrhunderten. Beiträge eines hansischen und preußischen Mittelpunktes, hg. von Bernhart Jähmig und Peter Letkemann, Münster 1985 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, 23), S. 151–184, hier S. 170 f.

⁹ Ders.: Der Deutsche Orden und seine Ballei Thüringen im Mittelalter, in: Deutscher Orden 1190–1990, Lüneburg 1997 (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 11), S. 303–358, hier S. 337–339 mit Literaturangaben zum Forschungsstand.

¹⁰ Vgl. z. B. die Sprache der Schreiben Levins von Wirsberg an seinen Bruder Vinzenz von 1430 März 16, ediert von Dieter Heckmann im Virtuellen Preußischen Urkundenbuch unter <http://www.rrz.uni-hamburg.de/Landesforschung/pub/dh/dh202.htm> (Stand: 19. 5. 2004), mit der im Schreiben Vinzenz' von Wirsberg an den Hochmeister von 1430 April 18, ediert von dems. im Virtuellen Preußischen Urkundenbuch unter <http://www.rrz.uni-hamburg.de/Landesforschung/pub/dh/dh215.htm> (Stand: 29. 6. 2004).

zumeist aus der Ballei Thüringen stammenden ostmitteldeutschen Gebietiger von 28 v. H. in der ersten Jahrhunderthälfte auf nur noch 19 v. H. in der Zeit zwischen 1350 und 1400¹¹. Das landsmannschaftliche Übergewicht der Ostmitteldeutschen hatte sich zugunsten der Oberdeutschen verschoben, worunter die Gebietiger aus Franken die Mehrzahl bildeten¹². Die Gründe für diese Verschiebung sind noch weitgehend unerforscht. Möglicherweise lassen sie sich im Beziehungsgefüge der königsnahen Landschaften zum Reichsoberhaupt suchen.

Mit dem Jahre 1410 erlangten die Thüringer allerdings ihre Bedeutung für rund zwei Jahrzehnte zurück¹³. Dies steht sicherlich im unmittelbaren Zusammenhang mit der Rettung des Ordensstaates durch Heinrich von Plauen nach der großen Niederlage des Ordensheeres bei Tannenberg. Dieser Hochmeister gab wohl auch den entscheidenden Anstoß dafür, daß die landsmannschaftlichen Verbindungen innerhalb des Ordens zu politischen Größen, zu „Zungen“ reiften, wie sie in den Quellen heißen. Plauen versuchte vor allem, Gebietigerposten im livländischen Zweig des Deutschen Ordens mit genehmen Ordensbrüdern aus dem hochdeutschen Sprachgebiet zu besetzen. Damit hoffte er, den westfälisch geprägten livländischen Ordenszweig zur stärkeren Beteiligung an den Kosten der Niederlage von Tannenberg zu bewegen. Diese Günstlingspolitik führte unter den livländischen Brüdern zu jahrzehntelangen heftigen Auseinandersetzungen zwischen den „Rheinländern“ genannten Hochdeutschen und den „Westfalen“¹⁴ genannten Niederdeutschen.

Wie unangefochten die damalige Stellung der Ostmitteldeutschen im preußischen Ordenszweig war, dürfte daraus ersichtlich sein, daß die Absetzung Plauiens als Hochmeister durch die von Michael Küchmeister¹⁵ angeführte Gebietigerfronde nur erfolgreich von einem Angehörigen der eigenen Zunge ausgeführt werden konnte. Sämtliche anderen Versuche wie die des Rehdener Komturs Georg von Wirsberg, der Danziger Bürgermeister Arnold Hecht und Konrad Letzkau oder des Dorpater Stiftsvasallen

¹¹ Jähmig: Ballei Thüringen (wie Anm. 9), S. 327.

¹² Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen nach ihrer Herkunft, bearb. von Ernst Weichbrodt, in: Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes, hg. von Hans Mortensen u. a., Lf. 1, Wiesbaden 1967; zu den Amtsdaten der Gebietiger allgemein s. Bernhart Jähmig: Wykaz urzędów. Dostojnicy zakonu krzyżackiego w Prusach [Verzeichnis der Amtsträger. Die Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen], in: Państwo zakonu krzyżackiego w Prusach, hg. von Zenon H. Nowak unter Mitarb. von Roman Czaja, Toruń 2002, S. 95–132.

¹³ Jähmig: Ballei Thüringen (wie Anm. 9), S. 327, hat ausgerechnet, daß der thüringische Gebietigeranteil von 1400 bis 1466 auf 21 v. H. gestiegen ist.

¹⁴ Dieter Heckmann: Zum Leben und Wirken des livländischen Ordensmeisters Dietrich Torck (1413–1415), Blätter für deutsche Landesgeschichte 133 (1997), S. 169–198, hier S. 180 f.; Sonja Neitmann: Westfalen als Rekrutierungsgebiet des Deutschen Ordens in Livland, in: Wolter von Plettenberg und das mittelalterliche Livland, hg. von Norbert Angermann und Ilgvars Misāns, Lüneburg 2001, S. 113–127, hier S. 121–123.

¹⁵ Zu Plauen und Küchmeister s. die Artikel von Markian Pelech und Bernhart Jähmig in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994, hg. von Udo Arnold, Marburg 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 40, zugl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 6), S. 114–117 und S. 119–122.

Johann von Dolen¹⁶ waren nämlich zuvor gescheitert. Der Aufbau der ostfränkischen Landsmannschaft und die Bildung der fränkischen Zunge unter den Ordensbrüdern in Preußen vollzogen sich gleichsam im thüringischen Windschatten. Daß dies verhältnismäßig geräuschlos vonstatten gehen konnte, hat wohl auch damit zu tun, daß teilweise enge verwandtschaftliche Verbindungen zu den Vogtländern bestanden, die unter den Ostmitteleuropäern traditionell die bedeutendste Gruppe bildeten¹⁷.

Auf- und Ausbau der fränkischen Zunge

Erste Anzeichen für die fränkische Gruppenbildung innerhalb eines preußischen Ordenskonventes liegen aus dem zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts vor. Auf eine Aufforderung des Hochmeisters hin berichtete nämlich der Memeler Komtur Heinrich Schabe den Personalstand seines Ordenshauses. In seinem Schreiben, das entweder in die Jahre 1413 oder 1414 oder auf den 26. April 1417 zu datieren ist, führt Schabe namentlich elf Konventuale auf¹⁸. Unter ihnen lassen sich die Franken mit Oswald Truchsess, Ulrich von Giech und Michel von Kulsheim als einzige Landsmannschaft begreifen. Daß gerade vom Memeler Konvent die ersten diesbezüglichen Nachrichten vorliegen, ist wohl weniger dem Zufall der Überlieferung geschuldet als der Nähe zu Livland. Von dort scheint nämlich der spätestens mit der Meisterwahl Dietrich Torks¹⁹ von 1413 deutlich gewordene Zungenstreit übergeschwappt zu sein.

Verlässliche Angaben über die Personalstärke und über die Herkunft der meisten Mitglieder der preußischen Deutschordenskonvente liefern – wie oben erwähnt – erst die Visitationsberichte aus den Jahren 1437 und 1438. Die Berichte sind nicht ganz flächendeckend, denn es fehlen die Verzeichnisse für das Marienburger Haupthaus und für den Konvent zu Elbing. Für den Marienburger Konvent liegen Angaben erst aus den Anfangsjahren des Dreizehnjährigen Krieges vor. Sie sind dürftig und belegen

¹⁶ Karl Graske: Die Verschwörung Georgs von Wirsberg, des Komturs von Rehden, und der Eidechsenritter, Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins 34 (1894), S. 91–104; Gustav Sommerfeldt: Die Lage des Deutschen Ordens nach der Schlacht bei Tannenberg und die Anfänge der „Verschwörung“ des Georg von Wirsberg, ebd. 51 (1909), S. 53–71; [Friedrich?] Schwarz: Hecht, Arnold. * um 1360. † Danzig 1411. 4. 6., in: Altpreußische Biographie, Bd. 1, Königsberg (Pr.) 1941, S. 256; ders.: Letzkau, Konrad. † Danzig 1411. 4. 6., in: ebd., S. 394; Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, hg. von Oskar Stavenhagen, Leonid Arbusow jun. und Albert Bauer, 2 Bde., Riga 1907–1938, hier Bd. 1, 2 Nr. 201, S. 167.

¹⁷ Dieter Wojtecki: Studien zur Personengeschichte des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert, Wiesbaden 1971 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 3), S. 74–77; schon unter Heinrich von Plauen galt der Nürnberger Burggraf als Gönner und Förderer des Ordens, s. Klaus Neitmann: Der Deutsche Orden und die Anfänge der ersten Hohenzollern in der Mark Brandenburg, in: Dona Brandenburgica. Festschrift für Werner Vogel zum 60. Geburtstag. Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 41 (1990), S. 108–140, hier S. 109.

¹⁸ Ediert von Dieter Heckmann im Virtuellen Preußischen Urkundenbuch unter <http://www.rz.uni-hamburg.de/Landesforschung/pub/dh/dh206.htm> (Stand: 3. 6. 2004).

¹⁹ Heckmann: Torck (wie Anm. 14).

89 Ordensbrüder und zwei Schwestern²⁰. Dagegen gibt der zeitnahe Visitationsbericht von 1441 den Personalbestand des Konventes zu Elbing in vielen Einzelheiten preis. Im Falle von Schönsee, Althaus, Papau, Roggenhausen, Schwetz und Tuchel teilen die Berichte von 1437/38 lediglich die Namen der Komture mit²¹, nämlich Wilrich von Greifenstein, Konrad von Erlichshausen/Ellrichshausen, Heinrich Marschalk, Johann Erlebach²², Eberhard von Wesenthau und Johann von Stockheim²³. Unter ihnen waren Eberhard von Wesenthau²⁴ und Konrad von Erlichshausen²⁵ Franken. Die Visitationen von 1437/38 belegen überdies die Namen des Vogtes von Brathean, Michel von Nesow/Nesse, und seines Nachfolgers Bruno von Hirzberg²⁶, des Vogtes von Roggenhausen, Johann Erlebach, und seines Nachfolgers Friedrich Nickeritz²⁷, des Vogtes von Dirschau, Heinrich von Rethenbach²⁸, und seiner Nachfolger Gerlach Merz und Hartmann von Windhausen²⁹ sowie die des Pflegers von Bütow, Hans Graf von Gleichen³⁰, und seines Nachfolgers, des Franken Wolf von Seinsheim³¹.

Auf dem Höhepunkt des Zungenstreites hatten die Konvente in den preußischen Niederlanden, die mit dem Geltungsbereich des Obersten Marschallamtes in etwa deckungsgleich waren, Hochmeister Paul von Rusdorf vorgeworfen, seine rheinischen Mitbrüder zu bevorzugen. Die Konvente unter Führung von Königsberg, Brandenburg und Balga verlangten statt dessen, daß die Niederrheinländer, die Rheinfranken, die aus Vogtländern, Thüringern und Meißnern zusammengesetzten Ostmitteleuropäern, die Franken, die Schwaben und die Bayern im inneren und äußeren Meisterrat angemessen vertreten sein und entsprechend auch die kleineren Ämter besetzen sollten. Die kleineren „Zungen“ wie die Märker, Österreicher oder einheimischen Preu-

²⁰ Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 156.

²¹ Das Grosse Ämterbuch des Deutschen Ordens, hg. von Walther Ziesemer, ND Wiesbaden 1968 (weiterhin zit.: GÄB), Personenweiser. Eine Parallelüberlieferung des Personalbestandes der Ordenskonvente enthält: Das Grosse Zinsbuch des Deutschen Ritterordens (1414–1438), bearb. von Peter G. Thielen, Marburg 1958.

²² Seine Herkunft ist unbekannt. Namengebende Orte liegen sowohl in Ostmitteleuropa als auch in Franken und Bayern.

²³ Nach Weichbrodt stammte er aus dem wetterauischen Stockheim, s. Gebietiger des Deutschen Ordens (wie Anm. 12), S. 4.

²⁴ Berhart Jähmig: Zur Stellung des Komturs von Thorn unter den Deutschordens-Gebietigern in Preußen, Beiträge zur Geschichte Westpreußens 7 (1981), S. 99–144, hier S. 143.

²⁵ Klaus-Eberhard Murawski: Konrad von Erlichshausen (Ellrichshausen) 1441–1449, in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens (wie Anm. 15), S. 128–130.

²⁶ George Adalbert von Mülverstedt: Die Beamten und Conventsmitglieder in den Verwaltungs-Districten des Deutschen Ordens innerhalb des Regierungsbezirks Danzig, Zeitschrift des westpreussischen Geschichtsvereins 24 (1888), S. 1–68, hier S. 53 Anm. 3 und S. 61 Anm. 12.

²⁷ Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 176 Anm. 129.

²⁸ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 61 Anm. 10.

²⁹ Ebd. S. 50 Anm. 9 und Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 181 Anm. 167.

³⁰ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 61 Anm. 9.

³¹ GÄB S. 371, S. 549, S. 728–731, S. 681; Wolf von Seinsheim vor kurze Zeit vorher Komtur von Osterode, s. unten S. 10f. zu Anm. 52.

ßen blieben faktisch ausgeschlossen. Sie sollten erst dann Berücksichtigung finden, wenn sich unter den großen „Zungen“ keine geeigneten Kandidaten fänden³².

Bei der Prüfung der Namen aus den niederländischen Ordenshäusern ergibt sich für den 61köpfigen Königberger Konvent, daß neben dem Obersten Marschall Vinzenz von Wirsberg³³ der Hauskomtur *Willem von Rosenbergk*, der Kompan des Marschalls Kilian von Exdorf³⁴, der Pfleger von Tapiau *Gacze Meyentaler*, der Pfleger von Lochstädt Lucas von Lichtenstein³⁵, der Pfleger von Schaaken Conrad Gross gen. Pfersfelder, der Kellermeister *Lichtensteyn*, der Mühlenmeister *Jorge Wirzberger*, Friedrich Schott, der Karawansherr *Lenhard Steler*, [Ditmar von] Sparneck, *Hans Waldenfels*, *Anthonijs Waldenfels*, *Hencze vom Steyne*, *Kindisperger*, *Cohordt Huger*, *Hans Seckendorff*, der Bernsteinmeister *Kuncze Clingenfeld*, Georg von Kottenheim, Hans von Kottenheim und *Fredrich von Jomeringen* als Franken ausgewiesen sind³⁶. Hinzuzuzählen ist auch Friedrich von Consetten³⁷ in der Firmarie. Es folgen die Schwaben mit acht, die Rheinländer mit sechs und die Bayern und Meißner mit jeweils fünf Brüdern. *Zacharias von Sparwinen* und vermutlich auch die Priesterbrüder *Conrad* und *Johannes*, der Kaplan des Marschalls, *Johannes*, die Priesterbrüder *Johannes* zu Lochstädt und *Nikolaus* zu Insterburg sowie die beiden Priester *Symon* und *Nicolaus* in der Firmarie waren einheimische Preußen³⁸.

Ähnlich – aber bei weitem nicht so ausgeprägt – sah es mit der landsmannschaftlichen Verteilung in der Komturei Brandenburg aus. Auch hier bildeten die Franken mit

dem Pferdemarschall Oswald Truchsess, mit *Ekkart Seckendorff*, *Frederich Wirzberg*, *Wilhelm von Ursusen*, *Ulrich Sconeff*, *Burchart Gebesatel* in der Firmarie, Heinrich von Lichtenstein³⁹ und Engelhard von Ehenheim⁴⁰ unter den insgesamt 41 Mitgliedern die Mehrzahl. Die Rheinländer waren mit sechs Brüdern, die Hessen und die Schwaben mit jeweils vier und die Wetterauer mit zwei Brüdern vertreten. Aus Bayern, Thüringen, Meißen, aus der Mark Brandenburg, dem Westerwald und aus Schlesien kamen je ein Ordensbruder⁴¹.

Anders sahen die landsmannschaftlichen Verhältnisse nur unter den 36 Brüdern des Konvents von Balga aus. Dort bildeten die Rheinländer⁴² und die Wetterauer mit je acht Brüdern die Mehrheit. Es folgten die Hessen und die Schwaben mit je vier Konventualen. Danach kamen die Meißner mit drei und erst dann die Franken mit den beiden Brüdern *Niclos Beynbrag* und *Franzcke Beyme*. Die Schlesier und die Preußen waren schließlich nur mit je einem Landsmann im Konvent vertreten. Für den Rest liegen keine Herkunftsangaben vor. Das von Balga abhängige Haus zu Rhein war 1437 mit dem Pfleger von Rastenburg, dem Rheinländer Heinrich von Milen⁴³, dem Hessen Volprecht von Dernbach⁴⁴, dem Jülicher *Johann von Duszenbach* und dem Rheinländer *Johan Dadenberg* besetzt⁴⁵.

³² Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 171 f.

³³ Siehe Karl H. Lampe: von Wirsberg, Vinzens (* um 1400), in: *Altpreußische Biographie*, Bd. 2, Marburg 1967, S. 815 f.

³⁴ Siehe [Christian] Krollmann: von Exdorf, Kilian. * † Königsberg (?) 1459.5., in: *Altpreußische Biographie*, Bd. 1, Königsberg (Pr.) 1941, S. 172 f., und *Gebietiger des Deutschen Ordens* (wie Anm. 12), S. 2.

³⁵ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 23.

³⁶ GÄB S. 37 f. Nach dieser Zusammenstellung stammten aus Schwaben der Pfleger von Grünhof *Ditrich von Orthem*, der Pferdemarschall *Ulrich Worczhuszen*, *Reischagk*, *Wilhelm von Eppingen*, *Werner Momchinger*, *Hans Rosenberg*, *Hans Trutena* und *Angloff*, bei dem es sich wohl um Philipp von Angeloch/Angelen, s. von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 36 Anm. 9, handelt; gebürtige Rheinländer waren *Eghard von Buchheim*, *Henrich von Bederssam*, *Heinrich von Ottershem*, *Heppenberger*, *Beldersheim* und *Geise*; der Pfleger zu Insterburg *Messinger*, *Lenhardt Parsborger*, *Peter Punczlinger*, *Hans Roither* und *Conrad Pfrimer* waren Bayern; wohl ebenfalls Bayer war *Nospurger* in der Firmarie, s. von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 52 Anm. 4; der Pfleger von Angerburg *von Schoneburg*, der Fischmeister Caspar Götze, *Fridrich von Komencz*, *von Tromningen* und *Frederich Rowwfer* kamen aus Meißen; der in der Firmarie lebende ehemalige Bernsteinmeister Johann Strantz stammte aus der Mark Brandenburg, s. George Adalbert von Mülverstedt: Die Nationalitäten im Deutschen Ritterorden, in: *Neue Preußische Provinzial-Blätter*, Folge 2 Bd. 4 (1853), S. 241–250 und S. 417–419, hier S. 248; von unbekannter Herkunft waren der Trappier, der Schnitz-, der Schuh- und der Schmiedemeister und *Stogheym* zu Insterburg; zu Friedrich Schott, Ditmar von Sparneck, Georg von Kottenheim, Conrad Gross gen. Pfersfelder und Caspar Götze s. von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 62 Anm. 7, S. 18 Anm. 2, S. 11 Anm. 15 f. und S. 34 Anm. 4.

³⁷ *Gebietiger des Deutschen Ordens* (wie Anm. 12), S. 3.

³⁸ GÄB S. 38, wo 63 Konventuale angegeben sind.

³⁹ Vgl. [Christian] Krollmann: von Lichtenstein, Kuno. * in Franken, um 1360. † bei Tannenberg 1410. 7. 15, in: *Altpreußische Biographie*, Bd. 1, Königsberg (Pr.) 1941, S. 395 f.

⁴⁰ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 37 Anm. 9.

⁴¹ Im Brandenburger Konvent, s. GÄB S. 230 f., waren der Fischmeister *Gotschalk Birglin*, der Firmariemeister *Johan von Streiffen*, *Peter von Rethersbach*, der Karawansherr *Johan Czobbe*, *Daniel Slesdorff* und *Gedrad Rostock* Rheinländer; aus dem Westerwald kam *Johan Predel*; Hessen waren der Komtur *Johan von Beenhusen*, *Wolprecht Hersze*, der Kompan des Komturs *Bernhart Rucherhuwszen* und *Ekkard Foyt*; aus Schwaben kamen der Kornmeister *Contz Wedemer*, *Frederich Perlyn*, *Ulrich Rugbe* und in der Firmarie *Ulrich von Dornyn*; aus der Wetterau stammten der Hauskomtur *Johan von Soltzbach* und *Henrich Calp*; *Cristoff Fronheimer* war Bayer, *Ulrich von Koberstete* Thüringer, *Bernhard von Schonenburg* Meißner, *Heynrich Stegelitz* Märker und *Mattis Kitzzike* Schlesier.

⁴² Im Balgaer Konvent, s. GÄB S. 165 f., waren der Komtur *Thamme von Sponheym*, *Wygand Gypel*, *Wilhym von Vremcz*, *Wilhelm Huntborn*, *Gyze von Slendern*, *Heynrich Lommar*, *Lampert von Merren*, und *Phelips von Czulendorff* in der Firmarie Rheinländer; Wetterauer waren der Hauskomtur *Olbrecht Klap*, *Helperich von Zelebach*, *Frederich von Exilen*, *Ithgarth von Uffterbeym*, *Girlach von Buochen*, *Phelips Bretenborn*, *Anshelm von Hoeweiszel* und *Leywe* in der Firmarie; aus Hessen stammten *Johan Klettenberg*, *Craft von Weyterhuwszen*, *Geilszenberg* und *Johan Schuerflos*; gebürtige Schwaben waren *Hetzel von Czeszingen*, *Wilhelm Vroydenberg*, *Burchart von Czewtner* und *Alfenger*; aus Meißen kamen *Niclos Lange*, *Syfart von Porpicz* und *Stange* in der Firmarie; der Preuße hieß *Johan Voichs* und der Schlesier *Johan Rame*; von unbekannter Herkunft waren der Schirmmeister *Salomon*, der namentlich nicht genannte Schmiedemeister, der Schnitzmeister *Michel*, der alte Küchenmeister *Mattis* und der alte Trappier *Arnold* in der Firmarie.

⁴³ Siehe Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 176 Anm. 128.

⁴⁴ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 13 Anm. 6.

⁴⁵ Ebd. S. 197 f.

Im 14köpfigen Konvent von Ragnit unter dem Komtur Hans von Schauenburg sind die Namen der Konventsherren ohne Herkunftsangaben überliefert⁴⁶. Vergleiche mit anderen Quellen lassen aber den Schluß zu, daß der Pfleger von Tilsit Eberhard von Truchsess, ein Konventuale aus der Familie von Wirsberg, und Herr *Kylian*, wohl Kilian von Redwitz, als Franken gelten dürfen.

Vom Memeler Konvent gibt der Visitationsbericht von 1437 lediglich die Namen des scheidenden und des ihn ablösenden Komturs preis, so daß sich Johann von Reibenitz als Schlesier und Wetzlar von Vladichheim als Thüringer identifizieren ließen⁴⁷.

Was die oberländischen Konvente angeht, so belegt der Visitationsbericht für die Komturei Christburg mit ihrem Sitz zu Preußisch Mark neben dem Komtur Walter von Kersekorf, einem Westfalen⁴⁸, 17 Konventsherren. Davon stammten nur *Antibonius vom Steyne* und Wilhelm von Künssberg⁴⁹ aus Franken sowie *Michel* und *Ulbrecht Burruter* und Christoph Eglinger aus Bayern. Daneben gab es zwei Wetterauer, zwei Meißner, zwei Gelderländer, einen Hessen, einen Schwaben, einen Sachsen, einen Brabanter, einen Buchenländer und einen Konventualen unbekannter Herkunft⁵⁰.

Im Konvent zu Osterode lebten laut Visitationsbericht⁵¹ neben dem Komtur Wolf von Seinsheim⁵² 25 Brüder, die alle ohne Herkunftsangaben aufgezeichnet worden

sind. Auf der Grundlage von Vergleichen läßt sich jedoch annehmen, daß der Komtur, der Pfleger von Willenberg Wilhelm Flachsland⁵³, und Dietrich Truchsess⁵⁴ Franken sowie Ulrich von Eisenhofen⁵⁵ und vermutlich ebenso *Andres Pempelinger* Bayern waren.

Der seit 1428 unter der Leitung des Rheinländers Johann vom Gohr⁵⁶ stehende Konvent von Strasburg bestand im Jahre 1437 aus zwölf Mitgliedern⁵⁷. Darunter waren der Hauskomtur Hans von Guttern⁵⁸ und der Pferdemeister Nikolaus Rost⁵⁹ gebürtige Thüringer. *Niclos Morberger* stammte aus der Lausitz. *Jorge Bachart* und *Olbrecht Vynsterlouch* waren Franken. *Herman von Homburg* kam aus der Wetterau. Gerhard von Ostersheim⁶⁰ stammte aus Meißen. *Abraham*, *Niclos Zeydel*, *Andris Landmant* und wohl auch der Priesterbruder *Johan Salfelt* waren einheimische Preußen.

Auch für den sechsköpfigen Konvent im benachbarten Gollub⁶¹ gibt der Visitationsbericht nur die Namen der Konventsherren ohne deren Herkunft an. Komtur war Friedrich Troschwitz, der im Jahre 1446 nach Livland strafversetzt wurde⁶². Die anderen Konventualen waren *Ulbrecht Ku*, der Priesterbruder *Niclos Pechedefoy*, der alte Hauskomtur zu Strasburg, *Heinrich*, ein Herr *Jost* und *Ditterich Techwitz*. Bei diesem könnte es sich um den Abkömmling einer pleißnerländischen Familie handeln, die sich nach dem Ort Techwitz bei Zeitz nannte. Und hinter *Jost* könnte sich der ehemalige Komtur von Thorn, der aus Oberbayern stammende *Jost von Hohenkirchen*⁶³, verbergen.

Zum Thorner Konvent zählten laut Visitationsbericht von 1437 insgesamt 17 Mitglieder. Obschon für sie keine Herkunftsangaben vorliegen, gestatten Quellenvergleiche die Aussage, daß der Mühlmeister Ludwig von Vestenberg, ein Angehöriger der Familie von Giech, *Hans Hesberger* und wohl auch *Willem Geyr* Franken waren⁶⁴.

⁴⁶ GÄB S. 288. Die Priesterbrüder *Jurge* und *Niclus* waren wohl Einheimische; dies dürfte auch bei *Apucz Stange* zutreffen, dessen Familie in Pomesanien und an der unteren Weichsel begütert war, s. Mario Glauert: Das Domkapitel von Pomesanien (1284–1527), Toruń 2003 (Prussia Sacra 1), S. 134–137; ebenso könnte bei *Johan von Ryszensteyn* der Name auf den pomesanischen Gau Resen hinweisen; von unbestimmter Herkunft sind der Hauskomtur *Kypolt*, *Echart Kaneworff*, *Michel Hellewayn*, der Schuhmeister *Andrewis Snellewalt*, der Schmiedemeister *Johann Willemetbe* und der Küchenmeister *Johannes Armbröst*.

⁴⁷ Ebd. S. 310f.; identifiziert nach der Liste der Gebietiger des Deutschen Ordens (wie Anm. 12), S. 4 und S. 2.

⁴⁸ Gebietiger des Deutschen Ordens (wie Anm. 12), S. 3.

⁴⁹ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 52 Anm. 9.

⁵⁰ GÄB S. 143. Aus der Wetterau kamen der Hauskomtur *Ulrich von Dudelsheim* und *Richard von Buchisz*; *Wilhelm von Schonenburg* und *Ditrich Kaldenborn* waren gebürtige Meißner, *Guttram von Hotczfelt* kam aus Hessen, *Gerhart von der Hube* und *Johan von Ghent* stammten aus Geldern, *Segemud von Reschyngen* kam aus Schwaben, *Ulbrecht von Ulma* aus Sachsen, *Johan von Nerum* aus Brabant, *Hans von Ebersteyn* aus Buchen (Gebiet um Fulda). Beim Küchenmeister *Petir Vochs* liegt keine Angabe vor.

⁵¹ Ebd. S. 330. Die beiden Priesterbrüder *Peter* und *Niclos* im Osteroder Konvent waren vermutlich Einheimische; bei dem Vogt von Soldau, *Lobichawer* und bei *Erech Thus* handelt es sich vermutlich um Vogtländer, s. ebd. S. 107 und S. 440 s.n. *Lubichauer* sowie von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 40; *Magnus Weylisdorff* war wohl Thüringer, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 179 Anm. 150; *Hans Frewdenberger* und *Ulbrecht von Czewdern* stammten vermutlich aus schwäbischen Familien, vgl. *Wilhelm Vroydenberg* und *Burchart von Czewtner* ebd. S. 166; bei *Cuntcz Esil* weist der Familiennamen auf die estländische Insel Ösel; *Ludolf von Flesteten* stammte aus dem Braunschweigischen, s. GÄB S. 709; der Pfleger zu Neidenburg, *Hans von Buch*, stammte aus der Mark Brandenburg, s. Mülverstedt: Nationalitäten (wie Anm. 36), S. 246; in den Fällen des *Jorge Gros*, des *Jan von der Ara*, des *Seyfert Griek*, des *Johan Resewik*, des *Hans Labil*, des *Heinrich Tormenicz*, des *Cuncz Czechwicz*, des Küchenmeisters *Lazarus* und des Bruders *Radike* in der Firmarie ließen sich mangels Vergleichsmöglichkeiten keine Aussagen treffen. Bei dem ebenfalls in der Firmarie

lebenden Konventsherrn *Ochsze* handelt es sich vermutlich um Heinrich Ochse, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 173.

⁵² Benannt nach Seinsheim bei Marktbreit am unterfränkischen Main, s. auch von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 58.

⁵³ Wohl benannt nach Flachslanden bei Ansbach.

⁵⁴ Siehe *Ditrich Truchsess* im Danziger Konvent zu 1446 im GÄB S. 709.

⁵⁵ Dazu Jürgen Sarnowsky: von Eisenhofen, Ulrich, Großkomtur, * um 1410 † (nach) 1466, in: Altpreußische Biographie, Bd. 5, Marburg 2000, S. 1574.

⁵⁶ Gebietiger des Deutschen Ordens (wie Anm. 12), S. 2.

⁵⁷ GÄB S. 391f.

⁵⁸ Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 177 Anm. 134.

⁵⁹ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 12 Anm. 7.

⁶⁰ GÄB S. 787.

⁶¹ Ebd. S. 406.

⁶² Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch, Bd. 10, bearb. von Philipp Schwartz, Riga und Moskau 1896, Nr. 246 S. 165.

⁶³ Berhart Jähmig: Stellung des Komturs von Thorn (wie Anm. 24), S. 139.

⁶⁴ GÄB S. 449. Damaliger Thorner Komtur war der Rheinländer Heinrich von Rabenstein, s. Karl H. Lampe: von Rabenstein, Heinrich († nach 1466), in: Altpreußische Biographie, Bd. 2, Marburg 1967, S. 528; der Konventsherr *Conrad Brederlow* stammte aus der Mark Brandenburg, s. Mülverstedt: Nationalitäten (wie Anm. 36), S. 246; *Niclos Lublichawer* war gebürtiger Vogtländer, s. GÄB S. 800 s.n.; der Kellermeister *Peter von Elcze* war vermutlich ein Angehöriger der moselländischen Familie von Eltz; bei *Albrecht von Bossow* weist der Name nach Mecklenburg; zum Konvent gehörten daneben die wohl einheimischen Priesterbrüder *Parwel*

Vom achtköpfigen Konvent zu Rehden unter dem Komtur Johann von Erlebach führt der Visitationsbericht die einheimischen Preußen und die Franken als eigene Gruppen auf⁶⁵. Danach waren der Hauskomtur Erhart von Lengefeld/Lefelt⁶⁶ und *Jacop von Schorben* Inländer und die Ordensbrüder *Wilhelm vom Steyne*, *Frederich von Eynheym*, *Weydener von Eynheym*, *Clawis Gicht* und *Otte Schenke* Franken.

Auf dem Hause zu Graudenz wohnten unter dem aus Memel versetzten Komtur Johann von Reibenitz sechs Brüder, wovon lediglich Herr Specht, *her Cristoff* und *her Wilhelm* namentlich genannt sind⁶⁷.

Der Konvent zu Schlochau unter dem Komtur Gottfried von Geilenkirchen, einem Rheinländer⁶⁸, war im Jahre 1437⁶⁹ mit insgesamt 15 Angehörigen besetzt, wovon lediglich *Frederich Harbrand* als Franke ausgewiesen ist. Die Ostmitteldeutschen waren mit sechs Brüdern⁷⁰ und die Rheinländer mit vier⁷¹ vertreten. Der unbenannte Küchenmeister und auch die beiden Priesterbrüder *Tyle* und *Bartholomeus Lessen* waren wohl Preußen.

Für den bereits von Bernhart Jähmig personengeschichtlich untersuchten Danziger Konvent hat der Visitationsbericht ohne den aus Thüringen stammenden Komtur Nikolaus Postar⁷² 33 Konventsmitglieder festgehalten⁷³. Unter ihnen gab es nur zwei

Wartenberger und *Johan Hoensteyn*, der Hauskomtur *Clawis Hove*, der Pferdemschall *Kresze*, *Johan von Hirsbach*, der Küchenmeister *Pawel Molner*, der alte Küchenmeister *Kessler* und *Roder*; bei dem Franken Ludwig von Vestenberg handelt es sich vermutlich um die Person, die von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 40 Anm. 12, im Danziger Konvent zu 1440 nachgewiesen hat.

⁶⁵ GÄB S. 578.

⁶⁶ Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 180 Anm. 160.

⁶⁷ GÄB S. 604 und S. 606; der Name Specht verweist möglicherweise auf das rheinische Geschlecht Specht von Bubenheim, s. von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 51 Anm. 5.

⁶⁸ Weichbrodt identifiziert ihn aufgrund des Ortsnamens Gailenkirchen bei Stuttgart als Schwaben, s. Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen (wie Anm. 12), S. 2. Dagegen sprechen jedoch lautgesetzliche Gründe.

⁶⁹ GÄB S. 668.

⁷⁰ Der Schlochauer Hauskomtur *Ditrich von Gosnicz* und der Spittler *Johan Rugen* waren Meißner, der Kellermeister *Kirstan Max*, *Ulrich Ceteris* und der Schnitzmeister Schlesier und *Johan Rost* Thüringer.

⁷¹ Außer dem Komtur waren *Jorge Istad*, *Ditrich von Lorch*, *Herman Hunpesch* und *Gerhart Holbuch* Rheinländer.

⁷² Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 165–167.

⁷³ GÄB S. 708. Der Hauskomtur Friedrich Nickeritz war gebürtiger Meißner, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 176 Anm. 129; Friedrich von Weilsdorf, Heinrich Pfefferkorn, Hans von Birpech, Hans von Hoenige waren Thüringer, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 179 Anm. 150, S. 178 Anm. 146 und Anm. 145, S. 162 Anm. 52; aus Thüringen kam auch *Veith Amberge*; Cristoph von Ilburg (Eulenburg) und Siegmund von Noten (Neethyn) stammten aus der Lausitz, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 174 Anm. 109 und S. 178 Anm. 141; Jon von der Heiden Heyde war Vogtländer, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent, S. 174 Anm. 123; aus dem Rheinland stammten Heinrich Overstolz, Hermann Demmass (Dammass) und Evert von der Wayen, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent, S. 175 Anm. 124f. und S. 174 Anm. 125; von dort kamen ebenfalls *Gerlach Grans von Rynbach*, *Herman Puschkfelt*, *Hermann Kleyn*,

Franken, nämlich *Hans von Lichtensteyn* und Thomas Sorge⁷⁴, sowie den Oberpfälzer Ulrich Zenger⁷⁵.

Im Jahre 1437 bestand der Konvent von Mewe aus acht Brüdern⁷⁶: dem Komtur Johann von Pomersheim⁷⁷, den wohl einheimischen Priesterbrüdern *Niclos* und *Lucas Sommerfelt*, dem unbenannten Hauskomtur, dem Karwansherr *Herman Slydenitz*, dem Fischmeister Wolfram Schotte, dem Kellermeister *Oswald* und dem Bruder *Conrad*. Namensvergleiche lassen vermuten, daß wenigstens Wolfram Schotte aus Franken stammte⁷⁸.

Die Visitation von 1441 belegt für Elbing zwar die Namen der meisten Konventsherren, nicht aber deren Herkunft. Vergleiche gestatten auch hier in vielen Fällen eine mehr oder weniger sichere landsmannschaftliche Zuordnung. Von den 47 Konventualen unter Einschluß des Kurturs und Obersten Spittlers, des Vogtländers Heinrich Reuß von Plauen⁷⁹, ließen sich der Elbinger Pferdemschall *Anthonius von Buchen*, *Niclos von Crossenaw*, Hans Zöllner und Wilhelm von Stein in der Firmarie⁸⁰ eindeutig sowie Otto Stieber und Truchsess⁸¹ ziemlich sicher als Franken identifizieren. Die Familie des Kellermeisters [Heinrich] Nothaft hatte ihren Stammsitz im oberpfälzischen Wildstein⁸². Bei *Mochperger* und *Puchberger* deuten die Namen ebenfalls nach Bayern. Die Ostmitteldeutschen waren mit wenigstens 13 und die Rheinländer mit wenigstens sieben Brüdern vertreten⁸³.

Reychardt Meynfelder und *Walraffe von Tonburch*; Hermann Hug vom Heiligenberge war Hesse und Adam Burgers von Kuringen Brabanter, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent, S. 176 Anm. 130 und S. 174 Anm. 124; *Kuntze Monch* und *Frantczke Schoppach* waren Schwaben; im Konvent lebten außerdem der Mülmeister Nikolaus Muttener, s. Jähmig, Danziger Deutschordenskonvent, S. 179 Anm. 153, ein Küchen-, ein Schnitz- und ein Schuhmeister, die beiden Priesterbrüder *Valentin* und *Tiburtius Grabaw* sowie in der Firmarie Herman Vogeler, Evert vom Berge und Heinrich Schonenberg, s. Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent, S. 168f.

⁷⁴ Jähmig: Danziger Deutschordenskonvent (wie Anm. 8), S. 174 Anm. 111.

⁷⁵ Er stammte aus Murach, s. Berhart Jähmig: Stellung des Kurturs von Thorn (wie Anm. 24), S. 138f.

⁷⁶ GÄB S. 750.

⁷⁷ Karl: H. Lampe: von Pomersheim. † vor 1461. VI. 30., in: Altpreußische Biographie, Bd. 2, Marburg 1967, S. 513.

⁷⁸ Vgl. die Namen Schotte im GÄB S. 815.

⁷⁹ Markian Pelech: Heinrich Reuß von Plauen, in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994, hg. von Udo Arnold, Marburg 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 40, zugl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 6), S. 139f.

⁸⁰ GÄB S. 779, S. 797 s.n. Kroszen, S. 826 s.n. Czolner und S. 818 s.n. Steyne. Hans Zöllner und Wilhelm von Stein sind wohl identisch mit den gleichnamigen Brüdern im Danziger Konvent zu den Jahren 1450, s. von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 40.

⁸¹ von Mülverstedt: Beamten (wie Anm. 26), S. 40.

⁸² Jähmig: Stellung des Kurturs von Thorn (wie Anm. 24), S. 132 Anm. 174.

⁸³ GÄB S. 103f. Der Hauskomtur Peter Steinwurf war gebürtiger Pommer, s. ebd. S. 818 s.n. *Steynwers*; der Spittler Nikolaus Nickeritz, der Mülmeister Hans Reckenicz und *Conrad von Lichtenhayn* stammten aus Meissen, s. ebd. S. 804, S. 811 und S. 799; der Fischmeister Hans

Von den insgesamt 360 nachweisbaren Konventsherren kamen demnach 60 aus Franken. 47 Brüder stammten aus Thüringen, dem Vogtland und aus Meißen. Hinzu kamen sieben Lausitzer und Schlesier, so daß die Ostmitteleuropäer insgesamt 54 Mann zählten. Die Rheinländer brachten es ohne die beiden Gelderländer und die zwei Brabanter im Christburger bzw. im Elbinger Konvent auf 46 Brüdern. Aus Schwaben stammten nachweislich 20 Konventuale. 16 Brüder waren gebürtige Bayern. 14 Ordensbrüder kamen aus der Wetterau und elf aus dem benachbarten Hessen. Aus sonstigen Gebieten stammten insgesamt neun Konventsangehörige. Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang der Anteil der einheimischen Preußen bleiben. Er betrug unter Einschluß der schwierig zu bestimmenden Priesterbrüder immerhin 30 Personen. Der Rest ist von unbestimmter Herkunft.

Bei der Verteilung auf die einzelnen Konvente ergibt sich, daß die Franken im Königsberger Konvent mit 22 Ordensbrüdern die größte landmannschaftliche Gruppe stellten. In den Komtureien Brandenburg und Rheden majorisierten sie mit acht bzw. fünf Brüdern die dortigen Konvente. Für Thorn ist das Bild nicht ganz eindeutig. Entweder waren die vier Franken unter den dortigen Brüdern in der Mehrheit oder stellen wenigstens eine starke Minderheit. In den Konventen von Ragnit und Osterode bildeten sie mit jeweils drei Mitgliedern starke Minderheiten. In Balga, Christburg, Strasburg und Danzig waren die Franken mit jeweils zwei und in Elbing mit fünf Landsleuten sowie in Schlochau und Mewe gar mit nur einem Landsmann vertreten. Lediglich für den sechsköpfigen Konvent zu Gollub und den sieben Mitglieder zäh-

von Melen und *Pomesdorf* in der Firmarie kamen aus der Lausitz, ebd. S. 802 und S. 778 s.n. Bomsdorff; der Karwansherr *Ingerslobe* dürfte aus Ingersleben bei Gotha gekommen sein; der Gartenmeister *Oberstolz* war sicherlich ein Angehöriger der Kölner Patrizierfamilie *Overstolz*, s. Jähmig: *Danziger Deutschordenskonvent* (wie Anm. 8), S. 175; der Kornmeister *Jon von Eren* (*Oeren?*) stammte vielleicht aus dem moselländischen Geschlecht, aus dem auch der Hochmeister Karl von Trier hervorging, s. Klaus Conrad: *Karl von Trier*, in: *Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994*, hg. von Udo Arnold, Marburg 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 40, zugl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 6), S. 56–60, hier S. 56; *Ulrich Otterberg* kam wohl aus dem gleichnamigen Ort bei Kaiserslautern; der Mühlmeister zu Preußisch Holland *Hans Krug* (*Kruck*), *Reycher von Kose* (*Közelen*), *Reyhardt von Meyenfels* (*Meynfelder*) und *Ditrich von Lorch* in der Firmarie waren ebenfalls Rheinländer, s. GÄB S. 796f., S. 802 und S. 800; der Tormeister *Hinrich von Qwerfart* (*Querfart*) und *Clawes Schacz* waren gebürtige Thüringer, s. GÄB S. 809 und S. 782 s.n. Ebirstete; der Kompan des Komturs *Hans Pliss* (*Plös, Pleez*), der Pfleger von Ortelsburg Johannes von Reibenitz und *Maxe* in der Firmarie waren gebürtige Schlesier, s. GÄB S. 808, oben Anm. 43, und GÄB S. 801; [*Hans*] *Kawtendorff* stammte aus dem Vogtland, s. GÄB S. 794; der Konventsherr *Francke* könnte ein Abkömmling der gleichnamigen Bürgerfamilie aus Jena gewesen sein, s. Jähmig: *Ballei Thüringen* (wie Anm. 9), S. 335; wegen Leisnitz bei Oschatz oder bei Leobschütz war wohl auch *von Leysznycz* ostmitteleuropäischer Herkunft; die Priesterbrüder *Jost* und *Johannes* sowie der unbenannte Priesterbruder zu Ortelsburg dürften einheimische Preußen gewesen sein; Wilhelm vom Rode, [Heinrich] Marschalk, Johann von Hofften, *Hans Schost*, Titze von Kunden, *Philip von Ellenbach*, Wilhelm von der Lobeck, *Bernhart*, Hans von Hirschbach in der Firmarie, der Trappier sowie die Schuh-, Back- und Schnitzmeister sind unbestimmter Herkunft, s. dazu auch von Mülverstedt: *Beamten* (wie Anm. 26), S. 36–41.

lenden Konvent zu Graudenz ließ sich ihre Anwesenheit nicht nachweisen. Im Vergleich dazu hielten sich im Konvent zu Balga die Wetterauer und die Rheinländer mit je acht Brüdern zahlenmäßig die Waage. In Christburg majorisierten die Bayern und in Ragnit die Einheimischen den Konvent. In Strasburg, Schlochau, Danzig und Elbing bildeten die Ostmitteleuropäer die Mehrheit unter den Konventualen. Und als landmannschaftliche Sammelbecken lassen sich die Konvente zu Christburg, Osterode und Mewe erkennen.

Die angegebenen Zahlen spiegeln sicherlich die damaligen Machtverhältnisse nur unzureichend wider, zumal die Daten aus dem Marienburger Haupthaus fehlen. Die Antwort auf die Frage, wie einflußreich eine Zunge tatsächlich war, hängt von vielen Voraussetzungen ab. Dazu dürfte die Anzahl und die Stellung der Gebietiger ebenso gehören wie äußere Einflüsse, der innere Zusammenhalt, und nicht zuletzt die Fähigkeit, Bündnisse mit anderen Zungen einzugehen. So besetzten die drei großen Zungen die bedeutendsten Ordensämter: Die Rheinländer verfügten im Visitationsjahr 1437/38 mit Rusdorf über das Hochmeistertum, die Ostmitteleuropäer mit Reuß von Plauen über das Amt des Obersten Spittlers und die Franken mit Wirsberg über das Oberste Marschallamt. Hinsichtlich des inneren Zusammenhaltes scheint es besonders bei den Ostmitteleuropäern nicht zum Besten bestellt gewesen zu sein, was zweifelsohne durch die angespannte äußere Lage des preußischen Ordensstaates nach der Niederlage von Tannenberg wenn nicht ausgelöst, so doch befördert wurde. Die Absetzung Heinrichs von Plauens als Hochmeister im Jahre 1413 durch seinen Nachfolger und ostmitteleuropäischen Landsmann Michael Kuchmeister mag auch hierfür als Beispiel gelten.

Den verhältnismäßig lockeren inneren Zusammenhalt unter den Ostmitteleuropäern konnte zunächst die rheinische Zunge ausnutzen, indem sie wohl mit Unterstützung des resignierten Kuchmeister Paul von Rusdorf im Jahre 1422 als Hochmeister durchsetzte⁸⁴. Mit Blick auf die weitere Entwicklung scheint die fränkische Zunge die beiden ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts nicht ungenutzt verstrichen gelassen zu haben. Die eigenen Reihen füllten sich und rückten unter Versicherung der bayrischen Gefolgschaft zusammen. Dies begünstigte zweifelsohne der Umstand, daß viele Ordensbrüder aus dem Einzugsbereich der bayrischen Kommenden der Ballei Franken stammten⁸⁵.

⁸⁴ Wilhelm Nöbel: *Michael Kuchmeister. Hochmeister des Deutschen Ordens 1411–1422*, Bad Godesberg 1969 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 5), S. 128f.; Carl August Lückcrath: *Paul von Rusdorf. Hochmeister des Deutschen Ordens 1422–1441*, Bad Godesberg 1969 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 15), S. 17.

⁸⁵ Vgl. z. B. „Eglinger“ mit Egling bei Aichach, s. Dieter J. Weiss: *Die Geschichte der Deutschordens-Ballei Franken im Mittelalter*, Neustadt a. d. Aisch 1991 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte Reihe IX; zugl. Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, 39), S. 268.

Bei der Musterung der Namen der fränkischen Ordensbrüder in den Visitationsberichten fällt auf, daß häufig namengebende Orte in der Nähe der zollernschen Mittelpunkte Ansbach und Bayreuth vertreten sind, wie z.B. Festenberg, Wallenfels und Wirsberg. Ein markgräfliches Aufgebotsverzeichnis zum Jahre 1475 nährt den Verdacht, es handele sich hierbei um Namen von Familien, die entweder im Dienst der Nürnberger Burg- und späteren Markgrafen aus dem Hause Zollern oder wenigstens unter zollernschen Einfluß standen. Das Verzeichnis stammt aus der Feder von Ludwig d. Ä. von Eyb, einem der engsten Berater des Markgrafen von Brandenburg Albrecht Achilles. Es listet die Teilnehmer des markgräflichen Aufgebotes auf, das Albrecht Achilles dem Reichsheer zuführte, um die von dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen belagerte Stadt Neuss zu entsetzen⁸⁶. Im Verzeichnis finden sich die meisten fränkischen Namen aus den Visitationsberichten wieder wie *Rosenberg*, *Truchseß*, *Kindsparg*, *Sekendorff*, *Sainßheim*, *Vestenberg*, *Redwitz*, *Waldenfels*, *Sparneck*, *Wirsperg*, *Elrichsheußer*, *Geir* und *Gebstatel*. Daß die namengebenden Familien bewußt Angehörige nach Preußen schickten, läßt sich an der kurzen Lebensgeschichte Wilhelms von Eyb, des jüngsten Bruders Ludwigs d. Ä., beispielhaft ablesen. Nach einem schweren Zerwürfnis mit Ludwig Ende des Jahres 1441 stellte der Familienrat Wilhelm vor die Wahl, sich entweder zehn Jahre der Vormundschaft Ludwigs zu unterwerfen, in den Kerker zu gehen oder sich für den Deutschen Orden in Preußen einkleiden zu lassen. Wilhelm wählte den Weg nach Preußen. Dort machte er einen raschen Aufstieg. Im Jahre 1446 ist er als Pferdemaarschall zu Tapiau und seit 1452 bereits als Hauskomtur von Königsberg nachweisbar. Während eines Sturmangriffs auf die aufständische Stadt Königsberg-Kneiphof, die der Orden zwischen dem 13. April und dem 13. Juli 1455 belagerte, erlitt er jedoch eine Schußverletzung, die seinem Leben ein jähes Ende bereitete⁸⁷.

Richtungsweisend für die burg- bzw. markgräflichen Gefolgsleute in Preußen könnte der um 1360 geborene Deutschordensbruder Graf Friedrich von Zollern gewesen sein, obschon er aus der schwäbischen Linie der Zollern-Schalksburg stammte. Graf Friedrich war nämlich u.a. von 1386 bis 1396 Kompan des Brandenburger Komturs, von 1402 bis 1407 Komtur von Ragnit, von 1410 bis 1412 Komtur von Balga und schließlich von 1412 bis zu seinem Todesjahr im Jahre 1416 Großkomtur⁸⁸. Von daher

⁸⁶ Ludwig von Eyb der Ältere (1417–1502). Schriften. Denkwürdigkeiten, Gültbuch, Briefe an Kurfürst Albrecht Achilles 1473/74, Mein Buch, hg. von Matthias Thumser (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, I. Reihe: Fränkische Chroniken, Bd. 6), 2002, S. 11f. und S. 98–103.

⁸⁷ Walther Ziesemer: Wilhelm von Eyb, *Altpreußische Monatsschrift* 54 (1917), S. 418–422; *Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der Preussischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft*, Bd. 4, hg. von Theodor Hirsch, Max Töppen und Ernst Strehle, Leipzig 1870, S. 516f.; s. demnächst auch die Kurzbiographie Wilhelms von Eyb des Verfassers in der *Altpreußischen Biographie*.

⁸⁸ Siehe Karl H. Lampe: von Zollern, Friedrich, Graf (* um 1400 – † wahrscheinl. Engelsburg 1416 Frühj.), in: *Altpreußische Biographie*, Bd. 2, Marburg 1967, S. 848.

drängt sich der Verdacht auf, die Zollern hätten den Versuch unternommen, sowohl mit Hilfe eigener Familienangehöriger als auch mit Unterstützung ihrer Klientel die fränkische Zunge im preußischen Ordenszweig zu unterwandern. Ziel war es, einen korporativ verfaßten geistlichen Staat, der sich weder erheiraten noch mit einem aus der Familie stammenden Bischof besetzen ließ, für die eigenen territorialpolitischen Interessen einzuspannen.

Dieser Verdacht erhärtet sich durch das Verhalten der Hussiten in den Jahren 1432 und 1433. Mit der Inbesitznahme der Markgrafschaft Brandenburg, die Burggraf Friedrich VI. von Zollern von Kaiser Sigismund endgültig am 18. August 1417 als Kurlehen erhalten hatte, sind die Zollern nämlich zu unmittelbaren Nachbarn des preußischen Ordensstaates geworden⁸⁹. Dieser reichte mit der Neumark im Westen sogar bis an die Oder. Den hussitischen Feinden des Kaisers und seines markgräflichen Verbündeten blieben die Zusammenhänge nicht verborgen. Dies zeigt in den Jahren 1432 und 1433 ihr Zug nach Preußen, den polnische und pommersche Truppen unterstützt hatten. Den hussitischen Hauptleuten waren offensichtlich auch die damaligen Spannungen zwischen dem Deutschmeister und der fränkischen Deutschordensballei auf der einen Seite und dem Hochmeister auf der anderen Seite⁹⁰ bekannt. Statt gezielt die von Böhmen aus gesehen nahen fränkischen Besitztümer des Deutschen Ordens zu verwüsten, fielen hussitische Heere in die Kurmark und ins preußische Ordensland ein. Besonders in der Neumark und in Pommerellen verursachten sie große Schäden⁹¹. Indem die Hussiten sich den beiden Brückenlandschaften zwischen Preußen und der Kurmark zuwandten, trachteten sie offensichtlich danach, mit einem einzigen Feldzug den brandenburgischen Kurfürsten und den preußischen Ordenszweig gleichermaßen zu treffen. Daß der Kriegszug von 1432/33 bereits seit längerer Zeit in Vorbereitung stand und keineswegs nur als Einladung auf die vernichtende Niederlage des Markgrafen Friedrich beim westböhmisches Taus von 1431 aufzufassen ist, legt u. a. ein Schreiben Levins von Wirsberg vom 16. März 1430 an seinen Bruder Vinzenz, den damaligen Komtur von Gollub, nahe. Darin warnt Levin vor einem hussitischen Angriff auf das Preußenland und bietet dem Hochmeister für den Fall seine Unterstützung mit rund 100 Reitern und 200 Schützen an⁹².

Begünstigt durch die Auseinandersetzung Rusdorfs mit dem Deutschmeister, dem Franken Eberhard von Seinsheim, und dem livländischen Meisterstatthalter, dem Westfalen Vincke von Overberg, um die Machtbefugnisse des Hochmeisters im Ge-

⁸⁹ Theodor Hirsch: Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 7, Berlin 1877 (ND Berlin 1968), S. 464–475.

⁹⁰ Weiss: *Deutschordens-Ballei Franken* (wie Anm. 85), S. 290f.

⁹¹ Schultze: *Die Mark Brandenburg* (wie Anm. 2), S. 42f.; Biskup: *Übergang der Neumark* (wie Anm. 2), S. 406–408; Lückcrath: *Rusdorf* (wie Anm. 84), S. 80f., sieht im Hussitenzug nach Preußen einen Racheakt, der auf die Beteiligung preußischer Söldner beim Einfall des Reichsheeres in Böhmen von 1427 erfolgt sei.

⁹² Siehe Geheimes Staatsarchiv PK, XX. HA Hist. StA Königsberg, OBA Nr. 5310, ediert von Dieter Heckmann im *Virtuellen Preußischen Urkundenbuch* unter <http://www.rz.uni-hamburg.de/Landesforschung/pub/dh/dh206.htm> (Stand: 19. 5. 2004).

samtorden⁹³, leitete der Oberste Marschall Vinzenz von Wirsberg im Jahre 1437 den Versuch ein, die fränkische Zunge im preußischen Ordenszweig in die Vormachtstellung zu heben. Daraufhin ließ ihn der Hochmeister als Komtur auf die Insel Ösel versetzen und übertrug das Oberste Marschallamt am 3. März 1438 seinem Vertrauten Heinrich von Rabenstein⁹⁴. Diese Tat löste aber den Aufruhr der großen niederländischen Konvente aus, die die Neubesetzung des Marschallamtes am 1. März 1440 erzwangen. Mit Konrad von Erlichshausen übernahm das Oberste Marschallamt ein Mann, der das Amt bereits zwischen 1434 und 1436 bekleidet hatte. Da er aus einer zwischen Main und Kocher ansässigen Familie stammte, brachte Konrad auch die landsmannschaftlichen Voraussetzungen mit, die schwäbische Zunge an die fränkische zu binden. Diese Umstände trugen sicherlich nicht unerheblich dazu bei, Rusdorf zur Abdankung zu nötigen und den Weg frei zu machen für die eigene Nachfolge und die seines Verwandten Ludwig von Erlichshausen im Amte des Hochmeisters⁹⁵. Damit hatte sich die zollernsche Unterwanderung der fränkischen Zunge in die Unterwanderung des preußischen Ordenszweiges gemausert. Die Verse, die ein alter Ordensbruder nach dem Abfall der preußischen Stände gedichtet haben soll: *Hier mag Niemand Gebietiger sein[,] Er sey denn Schwab, Beyr oder Frenckelein*, karrieren diesen Zustand treffend⁹⁶. Das fränkische Übergewicht schlug sich auch in der Kanzleisprache des preußischen Ordenszweiges nieder, in der allmählich das Ostfränkische das Ostmitteldeutsche überlagerte⁹⁷. Daneben drängen sich Parallelen zu den inneren Verhältnissen im livländischen Ordenszweig auf, denn dort befanden sich unter den vorherrschenden Westfalen die Ordensbrüder aus der Grafschaft Mark in der tonangebenden Rolle⁹⁸. Die Frage, ob oder inwieweit sich die fränkische Unterwanderung auch noch auf die Wahl des letzten Hochmeisters in Preußen, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, ausgewirkt hat, kann freilich hier nur aufgeworfen werden.

Der Preis, der für den Zungenstreit zu zahlen war, war hoch. Im Schatten dieser Auseinandersetzung erfuhren die preußischen Stände einen derartigen Machtzuwachs, daß sie es im Jahre 1454 sogar wagen konnten, die Ordensherrschaft zu beseitigen. Hinzu kam zu Beginn des Ständekrieges der Verlust der Neumark, die den Zollern wie eine reife Frucht zufiel. Der brandenburgische Kurfürst mußte gerade in den

⁹³ Siehe dazu Lückerath: Rusdorf (wie Anm. 84), S. 174–183.

⁹⁴ Zu Rabenstein s. oben Anm. 64.

⁹⁵ Akten der Ständetage Preussens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, Bd. 1–5, hg. von Max Töppen, Leipzig 1880 (ND Aalen 1974), hier Bd. 2, S. 281–283; Lampe: Wirsberg (wie Anm. 33); Murawski: Erlichshausen (wie Anm. 25); Bernhart Jähniq: Ludwig von Erlichshausen (Ellrichshausen) 1450–1467, in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994, hg. von Udo Arnold, Marburg 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 40, zugl. Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 6), S. 131–138.

⁹⁶ von Mülverstedt: Nationalitäten (wie Anm. 36), S. 241.

⁹⁷ Hier mangelt es allerdings noch an geeigneten Untersuchungen.

⁹⁸ Sonja Neitmann: Von der Grafschaft Mark nach Livland. Ritterbrüder aus Westfalen im livländischen Deutschen Orden, Köln, Weimar, Wien 1993 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 3), S. 28–33.

Augen der fränkischen Ordensbrüder als natürlicher Bündnispartner gelten, was größtenteils auch den eifrigen Einsatz des neumärkischen Vogtes für den Nachbesitzer des von ihm verwalteten Landes erklärte.

Zusammenfassung

Der Forschung ist es bisher nur unvollkommen gelungen, den Übergang der Neumark an den brandenburgischen Kurfürsten im Jahre 1455 zu deuten. Jener läßt sich kaum anders als mit einer langatmigen, von mehreren Generationen betriebenen zollernschen Politik erklären. Ziel dieser Politik war es, ein nicht zu erheiratendes oder mit einem geistlichen Oberhaupt zu besetzendes Staatswesen langfristig für die eigenen territorialpolitischen Interessen nutzbar zu machen. Zu den Voraussetzungen dafür zählt das Geschick, die eigene Gefolgschaft auf dieses Ziel hin einzuschwören, wie es am Beispiel Wilhelms von Eyb deutlich geworden sein dürfte. Das Gelingen der zollernschen Unterwanderung des preußischen Ordenszweiges hing nicht zuletzt von der günstigen Fügung einer Reihe von Umständen ab. Dazu gehören die zollernsche Belehnung mit dem Kurfürstentum Brandenburg im Jahre 1417, das Vorhandensein einer mitgliederstarken fränkischen Landsmannschaft im preußischen Ordenszweig und die Verwicklungen Preußens mit äußeren Mächten wie Polen und Hussiten ebenso wie innere Auseinandersetzungen, in die die beiden ostmitteldeutschen Hochmeister Heinrich von Plauen und Michael Küchmeister sowie ihr rheinischer Nachfolger Paul von Rusdorf verstrickt waren.

Nur zwei Briefe Immanuel Kants in der Staatsbibliothek Moskau?

Zum Schicksal des Königsberger Kant-Museums

Heinrich Lange

Zur Wiederkehr des 200. Todestages von Immanuel Kant im Jahre 2004 war dem großen Philosophen der deutschen Aufklärung die Jahresausstellung „Immanuel Kant, Erkenntnis – Freiheit – Frieden“ des Museums Stadt Königsberg in Duisburg gewidmet. Zur Ausstellung erschien ein reich illustrierter Katalog mit einer Vielzahl bisher unbekannter und unveröffentlichter Kantiana¹. In diesem Zusammenhang stellt sich

¹ Immanuel Kant, Erkenntnis – Freiheit – Frieden. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 200. Todestages am 12. Februar 2004. Museum Stadt Königsberg der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) im Kultur- und Stadthistorischen Museum Duisburg, hrsg. v. Lorenz Grimoni und Martina Will, Husum 2004. – Die Angaben zum Königsberger Kant-Museum in der Einleitung von Lorenz Grimoni, S. 19f., I, gehen zum Teil auf Informationen des Verfassers von 2003/04 zurück.

die Frage nach dem Schicksal der Kant-Sammlungen, insbesondere des berühmten Kant-Museums, in Königsberg, der Heimatstadt des Philosophen und der Patenstadt Duisburgs, am Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg, der im Folgenden nachgegangen werden soll.

Fritz Gause (1893–1973), ab 1938 letzter Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums mit dem Kant-Museum im Kneiphöfischen Rathaus (Abb. 1) und des Stadtarchivs im Gebäude der Alten Universität (Nordflügel des Albertinums), mit dem es verwaltungsmäßig zusammengeschlossen war, stellt 1968 im zweiten Band seines Werks „Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen“ fest: „was [...] seit 1928 im Kantmuseum [...] ausgestellt war, ist im Zweiten Weltkriege vernichtet worden“². Auch in seinem 1974 posthum erschienenen Buch „Kant und Königsberg“ zu Kants 250. Geburtstag heißt es: „sämtliche Exponate des Kantmuseums vernichtet, zusammen mit allen Kulturschätzen des Stadtgeschichtlichen Museums. Sie waren im Zweiten Weltkriege zwar provisorisch ausgelagert, aber nicht aus Ostpreußen herausgebracht worden“³.

„Allerdings ist auch hier nicht absolut sicher, daß dem damaligen Zerstörungswerk auch in der Tat restlos alle Museumsstücke zum Opfer gefallen sind“, schreiben Rudolf Malter (gest. 1994), Professor der Philosophie und Mitherausgeber der Kant-Studien, und der Slawist Ernst Staffa in ihrer 1983 unter der Mitarbeit des Historikers Peter Wörster vom Marburger Herder-Institut erschienenen Dokumentation „Kant in Königsberg seit 1945“⁴. Die beiden Wissenschaftler an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz beziehen sich dabei auf Gauses wichtigen Artikel „Schicksal des Königsberger Stadtgeschichtlichen Museums“ in der „Ostpreußen-Warte“ vom November 1951, aus dem noch Genaueres zu erfahren ist. Hier berichtet der ehemalige Direktor „von der Auslagerung, in deren Wirren vielleicht doch einiges erhalten geblieben sein und jetzt irgendwo in der Sowjetunion lagern könnte“: „Die Bestände des Museums waren im Kriege in der Hauptsache nach den Gasthäusern der Dörfer Karwinden und Lomp [im südlichen, heute polnischen Teil Ostpreußens] ausgelagert, die wertvollsten Dinge in Bunkern unter dem Museum und in der Kopernikusstraße untergebracht worden. Aus Ostpreußen ist nichts herausgekommen. Von dem Schicksal der ausgelagerten Bestände ist nichts bekannt. Sie sind wahrscheinlich verbrannt oder durch Plünderung vernichtet worden“⁵.

Und Gause, der 1968 erster Betreuer des Museums im „Haus Königsberg“, der Vorläufer-Einrichtung des 1991/92 in das Kultur- und Stadthistorische Museum am Duis-

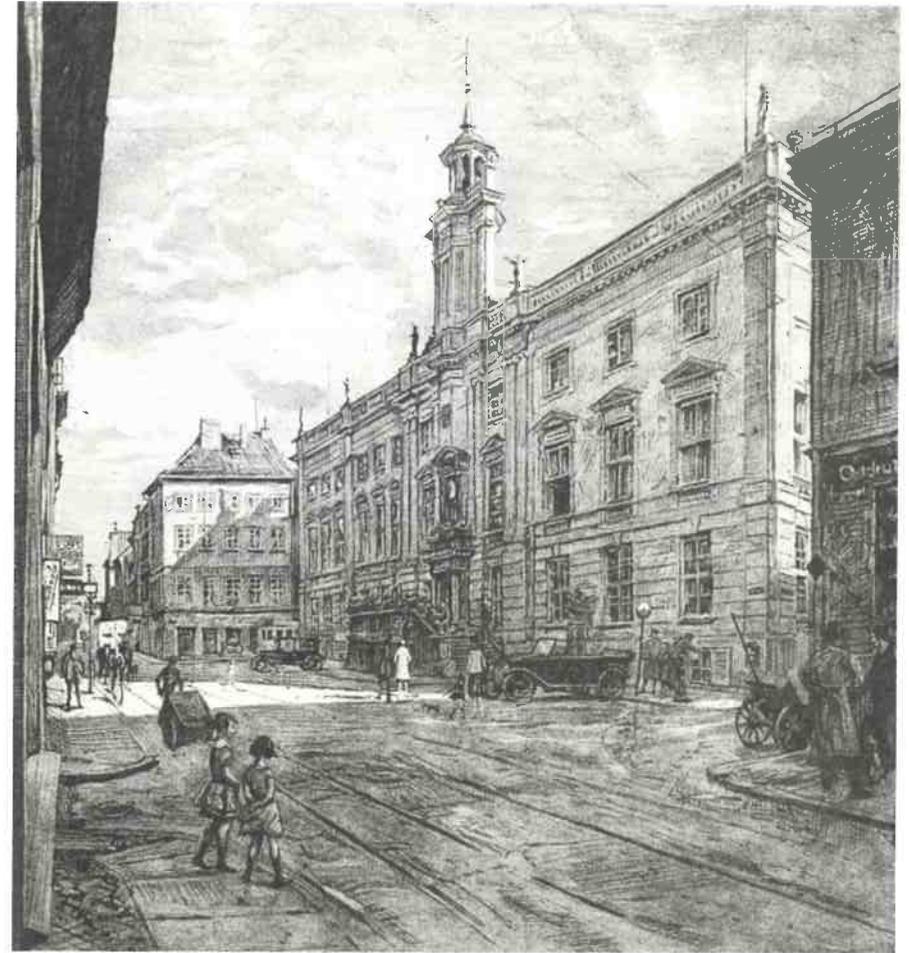


Abb. 1: Kneiphöfisches Rathaus mit Kant-Museum. Radierung von Heinrich Wolff, 1929. Aus: Walter Dausch/Lorenz Grimoni, Museum Stadt Königsberg, 1998, S. 137, Abb.

² Fritz Gause: Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen, hrsg. v. Herder-Institut e.V., Marburg, Bd. 2. 2. erg. Aufl., Köln–Weimar–Wien 1996 (1. Aufl. Köln–Graz 1965–1971, Bd. 2, 1968), S. 249f.

³ Ders.: Kant und Königsberg: Ein Buch der Erinnerung an Kants 250. Geburtstag am 22. April 1974, Leer 1974, S. 135.

⁴ Rudolf Malter/Ernst Staffa: Kant in Königsberg seit 1945. Eine Dokumentation. Unter Mitarbeit von Peter Wörster. Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft Nr. 7, Wiesbaden 1983, S. 22.

⁵ Ebd., S. 22 mit Anm. 51: Fritz Gause: Schicksal des Königsberger Stadtgeschichtlichen Museums, in: Ostpreußen-Warte, 2. Jg., Nr. 11, 1951, S. 12.

burger Innenhafen integrierten Museums Stadt Königsberg, wurde und dem das Land Nordrhein-Westfalen 1972 den Titel eines Universitätsprofessors verlieh, zitiert hier „eine Angestellte des Museums, die erst 1948 aus Königsberg herausgekommen ist“: „Wegen der großen Unsicherheit wagten wir erstmalig im August 1945, in die zerstörte Stadt zu gehen. Der Bunker im kneiphöfischen Rathaus hat auch der letzten Etappe der Vernichtung standgehalten. Der Kantbüste von Hagemann war der Kopf abgeschlagen, er lag auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Das Schicksal wollte es, daß ich mit einem gut deutsch sprechenden Russen bekannt wurde, der in Deutschland studiert hatte. Mit ihm unternahm ich es, den Bunker in der Kopernikusstraße, in der

die Kant-Andenken untergebracht waren, aufzusuchen, leider mit wenig Erfolg. Denn dort, es war inzwischen März 1946 geworden, war kaum noch etwas zu finden. Der Bunker selbst stand, innen jedoch war nur Zerstörung, und die Orientierung mit einer Kerze schlecht. Daß ich mich an der richtigen Stelle befand, konnte ich aber daran feststellen, daß dort noch ein paar Stammbücher der Stadtbibliothek aus dem 17. Jahrhundert herumlagen. Außerdem fand ich ein Stück der großen Vase aus dem Kantmuseum – sonst weiter nichts. Bei meinem Abschiedsgang durch die Stadt im März 1948 stellte ich fest, daß das Kantgrabmal völlig unversehrt geblieben war. Der Mittelteil des kneiphöfischen Rathauses war eingestürzt und hat alle im Bunker verbliebenen Reste unter sich begraben⁶.

Über die um 1936 im so genannten „Kantzimmer“ des Stadtgeschichtlichen Museums ausgestellten Exponate sind wir durch den in jenem Jahr erschienenen Führer „Das Kantzimmer. Verzeichnis der Kant-Andenken im Stadtgeschichtlichen Museum der Stadt Königsberg (Pr)“ informiert⁷. Verfasser ist Gause's Vorgänger, der Maler Friedrich Wilhelm Eduard Anderson (1873–1947). Dieser studierte an der Königsberger Kunstakademie und war bis zu seinem Amtsantritt 1928 Leiter der Gemäldegalerie im Königsberger Schloß. Ein Exemplar seines Führers durch das Kantzimmer ist etwa noch in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz vorhanden. Das Umschlagbild gewährt einen Blick in den Hauptraum des „Kantzimmers“, das Zimmer 8 des Stadtgeschichtlichen Museums, mit der um 1880 von dem aus Königsberg gebürtigen Berliner Bildhauer Rudolf Siemering (1835–1905) nach dem Original des Shadow-Schülers und -Gehilfen Carl Friedrich Hagemann (1773–1806) von 1801 gleichfalls aus Carrara-Marmor gehauenen Kant-Büste (Abb. 3; vgl. auch Abb. 2).

Dies muß die Büste sein, deren abgebrochener Kopf nach Kriegsende vor dem Museum gelegen hat. Bis 1923 stand diese Büste in der 1880 erbauten neugotischen Grabkapelle Kants am Königsberger Domchor auf einem Pfeiler vor dem Gemälde von Emil Neide (1843–1908) nach Raffaels „Schule von Athen“ (1510/11). Das Wandbild des Renaissancemalers, der eigentlich Raffaello Santi (1483–1520) hieß, für einen der Wohnräume des Papstes Julius II. befindet sich in der Stanze di Raffaello der Vatikanischen Museen im Vatikanpalast in Rom. Eine Innenansicht der am 19. Juni 1881 feierlich eröffneten Grabkapelle zeigt ein Holzstich jenes Jahres von O. Weinberg in dem Illustrierten Familienblatt „Die Gartenlaube“⁸. Die Ostwand der Kapelle mit der Kant-Büste, dem Gemälde und dem Grabstein dokumentiert aber insbesondere ein Foto des zuletzt im Königsberger Schloss untergebrachten Provinzialdenkmalamtes aus dem Jahre 1888, das zu den 1945 in einem Eisenbahnwaggon auf einem Abstell-

⁶ Gause, Schicksal (wie Anm. 5), S. 12.

⁷ Eduard Anderson: Das Kantzimmer im Stadtgeschichtlichen Museum Königsberg (Pr) Brod-bänkenstr. 11/12. Das Kantzimmer. Verzeichnis der Kant-Andenken im Stadtgeschichtlichen Museum der Stadt Königsberg (Pr), hrsg. v. Stadtgeschichtlichen Museum der Stadt Königsberg (Pr), Königsberg 1936, 23 S. und 5 Tafeln mit 10 Abb.

⁸ Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt Nr. 30, 1881. – Die Abb. und damit auch die abgekürzte Signatur mit Jahresangabe im Bild rechts unten ist seitenverkehrt. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 193, Abb.



Abb. 2: Kantzimmer im Stadtgeschichtlichen Museum um 1928/36. Ansichtskarte, Aufnahme des Hoffotografen Alfred Kühlewindt, Königsberg. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg

gleis bei Posen aufgefundenen und heute im Kunstinstitut der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau aufbewahrten mehreren Tausend Glasplattennegativen gehört (Abb. 9)⁹.

Manches der nach Kants Tod 1804 vor allem durch die Nachlassauktion weit verstreuten und später mit viel Mühe zusammengetragenen Hinterlassenschaft an Kleidung, Hausgerät, Möbeln, Bildern und Büchern war bereits zum 200. Geburtstag des Philosophen 1924 in einem „Kantzimmer“ im zweiten Stock der Stadtbibliothek im Gebäude der Alten Universität (Albertinum) ausgestellt worden (Abb. 5). Rechnungsrat und Chronist Karl Gustav Springer (um 1867–1928) nimmt unter seinem Pseudonym G. Karl in „Kant und Alt-Königsberg“ (1924) die Anregung dazu für sich in Anspruch: „Wer das Goethehaus in Weimar kennt, weiß auch, wie das [1893 abgerissene] Kanthaus hätte verwendet werden müssen, nämlich als Kantmuseum. Einen notdürftigen Ersatz hat man, unserer vor vier Jahren (Sonntagsblatt der ‚Hartung-schen Zeitung‘ vom 21. März 1920) gegebenen Anregung entsprechend, ganz neuerdings durch das Kantzimmer in der alten Universität geschaffen“¹⁰.

⁹ Kunstinstitut der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau, Inv.-Nr. 112477. Aufnahme: O. Bittrich, 1888 (Jahr auf Foto vermerkt). – Vgl. auch Foto von Hoffotograf Alfred Kühlewindt bei Walter Kührke: Kant und seine Umgebung, Königsberg 1924, S. 101, Abb. 38.

¹⁰ G. Karl: Kant und Alt-Königsberg, Königsberg 1924, S. 19.

Anderson bemerkt 1930 zu den Kant-Andenken: „Es ist ja nicht viel, was vorhanden ist, aber immerhin darunter noch manches interessante Stück, und wenn man beobachtet, mit welcher Ehrfurcht die Ausländer, insbesondere Japaner und Chinesen diese Dinge betrachten, so empfindet man es doppelt schmerzlich, daß nicht schon im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Stelle geschaffen wurde, die ex officio verpflichtet war, solche Dinge zu sammeln; denn es ist sicher, daß noch im vergangenen Jahrhundert und auch noch bis zum Weltkriege viele Gegenstände aus allen Gebieten des Lebens vor der Vernichtung hätten bewahrt werden können, hätte man die notwendigen Räume bereitgestellt sowie eine Dienststelle dafür eingerichtet.“ „Viele Jahre haben sich die wenigen erhaltenen Andenken an den großen Gelehrten in den Räumen des alten Prussia-Museums [nach dem Umzug vom Königsberger Schloss in das ‚Königshaus‘ in der Königstraße] befunden, wo sie kaum in pfleglicher Weise behandelt sind. Die Handschuhe fraßen die Motten, der Hut verstaubte, die Bilder erhielten Stockflecke, und die Rahmen wurden beschädigt. Es war schon ein großer Schritt zur Besserung, als man sie vor der großen Kantfeier 1924 in einem Raum der Stadtbibliothek sammelte“¹¹.

Im „Kantzimmer der alten Universität“ werden Kants „Hut, sein Rohrstock und ein Paar derbe Wollhandschuhe“ auch von Architekt und Kant-Biograf Walter Kuhrke in „Kant und seine Umgebung“ (1924) erwähnt¹². Den Dreispitz, den Stock und die Schnupftabakdose zeichnete um diese Zeit Heinrich Wolff (1875–1940), Schüler der Kunstschule Breslau, der Akademien Berlin und München und von 1902 bis 1935 Professor an der Königsberger Kunstakademie¹³. Von dem vielseitigen Graphiker haben wir bereits die Radierung mit der Ansicht des Kneiphöfischen Rathauses kennen gelernt (Abb. 1).

Die Kant-Andenken der Stadtbibliothek bildeten den Grundstock des „Kantzimmers“ im 1928 eröffneten Stadtgeschichtlichen Museum (Abb. 2). Zum Entstehen des Museums berichtet Gause 1951: „Als die Städtischen Dienststellen mit ihren Akten auszogen [in das Stadthaus am Hansaring], faßte der Oberbürgermeister [Hans Albert] Lohmeyer [(1881–1968)] 1928 den Entschluß, ein stadtgeschichtliches Museum zu gründen und in dem leergewordenen Rathause unterzubringen. Er betraute mit dieser Aufgabe den rührigen und umsichtigen Kunstmaler Friedrich Wilhelm Eduard Anderson, dessen Sammeleifer und Spürsinn es gelang, in kurzer Zeit aus Leihgaben der Staatsbibliothek, der Kunstsammlungen und vieler anderer Stellen sowie durch glückliche Ankäufe ein Museum von erstaunlicher Reichhaltigkeit aufzubauen. Er hat es zehn Jahre lang geleitet und ist leider schon 1947 in Stade [...] verstorben. [...] Das Museum barg [...] einen Schatz, der es weit über seine eigentliche Bestimmung hin-

¹¹ Eduard Anderson: Das Kneiphöfische Rathaus ein Stadtgeschichtliches Museum, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, Jg. 5, Nr. 1, 1930, S. 4–9, hier S. 7f.

¹² Kuhrke (wie Anm. 9), S. 65.

¹³ Karl Heinz Clasen: Kant-Bildnisse. Mit Unterstützung der Stadt Königsberg hrsg. von der Königsberger Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft, Königsberg 1924, 119, Abb.

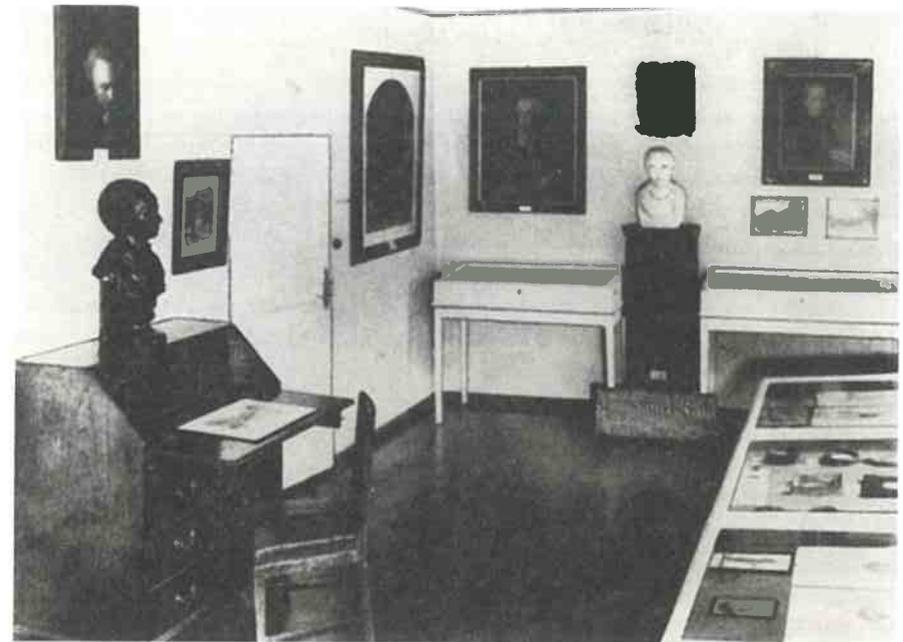


Abb. 3: Kantzimmer im Stadtgeschichtlichen Museum um 1936. Umschlagbild von Eduard Andersons Führer „Das Kantzimmer im Stadtgeschichtlichen Museum“ (1936).

aushob und bekannt machte. Das waren die Andenken an Kant, den größten Sohn der Stadt [...]“¹⁴. Schon in Gauses Besprechung des Führers von 1936 heißt es, „daß wir endlich in Königsberg die bedeutendste Sammlung von Kant-Andenken besitzen, die es überhaupt gibt. [...] Den vielen Besuchern des Museums, namentlich auch den Ausländern, wird das hübsche, geschmackvoll ausgestattete und mit einigen guten Abbildungen versehene Büchlein ein willkommener Führer und ein gern bewahrtes Andenken sein“¹⁵.

Nach Andersons Verzeichnis von 1936 war nun im „Kantzimmer“, das auf Teile anderer Räume ausgedehnt werden musste, eine Fülle von Originalen, Nachbildungen und Reproduktionen versammelt: von des Philosophen Geburtseintrag bis zur Todesanzeige, von den Schuhschnallen bis zum Hut, vom Besteck bis zur Tischglocke, von der Bibel bis zum Schreibsekretär, vom frühesten Brief bis zum „letzten Federstrich“, vom Jugendbildnis der Gräfin von Keyserlingk über die Ölporträts von Becker und

¹⁴ Gause, Schicksal (wie Anm. 5), S. 12. – Andersons „erstaunliche Entdeckergabe für versteckte Schätze für sein Museum“, das „seine ureigenste Schöpfung wurde“, erwähnt auch in: Robert Albinus: Lexikon der Stadt Königsberg Pr. und Umgebung. 2. erw. Aufl., Leer 1988 (1. Aufl. 1985), S. 22 s. v. Anderson.

¹⁵ Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, Jg. 10, Nr. 4, 1936, S. 74.

Doepler bis zur Totenmaske von Knorre und zu den Haar-Reliquien, von den Medaillen auf den Tod bis zur Gedenktafel vom Wohn- und Sterbehaus sowie vieles darüber hinaus. Dass die Handschuhe von den Motten nicht gänzlich gefressen wurden, dokumentierten ein Foto in einem Werbeprospekt der Stadt Königsberg der 1930er Jahre, auf dem neben Hut, Stock, Tabakdose, Rock- und Westenknöpfen, Schuhschnallen, Reisebesteck, Tischglocke und Bibel auch die Handschuhe erscheinen (Abb. 4)¹⁶, und Andersons Führer von 1936, in dem es auf Seite 7 heißt: „Aus grauer Wolle gestrickte Fingerhandschuhe, durch Mottenfraß stark beschädigt. Im Glasrahmen.“

Seltene Ansichtskarten in Privatbesitz, die als Leihgaben in der Duisburger Ausstellung zu sehen waren, aber nur zum Teil im Katalog abgedruckt sind, zeigen Innenansichten der beiden Kantzimmer um 1924/28¹⁷ (Abb. 5) und 1928/36¹⁸ (Abb. 2). Wie aus den jeweils angegebenen Besitzverhältnissen hervorgeht, handelte es sich bei einem großen Teil der Exponate um Leihgaben: des Prussia-Museums, der Staats- und Universitätsbibliothek, des Depots der Universität (im Preußischen Staatsarchiv), der Stadtbibliothek, der Kunstsammlungen der Stadt, der Gesellschaft der Freunde Kants, des Kunstmuseums der Stadt Essen und weniger Privatpersonen. Die Geschichte und das Schicksal der Sammlungen dieser Leihgeber kann hier nicht dargestellt werden. Professor Trautmann in Potsdam lieh dem Kant-Museum ein mit schwarzem Samt ausgelegtes Pappkästchen mit drei Reliefmedaillons: „In der Mitte, in Alabaster geschnitten, die Kopie nach dem Reliefbild Kants von [Paul Heinrich] Collin. Links davon Sokrates, rechts Doppelbild nach der Antike (Heraklestyp). [...] Im selben Kästchen ein Ring aus Metall mit Gravierung: ‚I. Kant † 12. 2. 1804.‘ In einer Kapsel Haare des Philosophen“¹⁹.

1938 erschien noch ein von Gause verfasstes einfaches Faltblatt „Führer durch das Kant-Museum im Stadtgeschichtlichen Museum“. In jenem Jahr konnte die Sammlung, die „immer mehr wuchs, [...] in erweitertem Rahmen als Kant-Museum in fünf Räumen des Erdgeschosses neu aufgestellt werden“²⁰. 1943 wurde Anderson, der bereits ab 1939 den an die Front eingezogenen Gause als stellvertretender Direktor vertrat, zum 70. Geburtstag von Oberbürgermeister Hellmuth Will (1900–1982) in „Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt Königsberg Pr., insbesondere auf den Gebieten der Stadtgeschichte und der Kunstpflege“, die 1924 von der Stadt gestiftete „Kant-Medaille“ verliehen²¹.

¹⁶ Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 186f., Abb. – Königsberger Bürgerbrief Nr. 62, Sommer 2004, S. 57, Abb.

¹⁷ Sammlung Gunter Kosack, Aachen. „Photographie und Verlag Marie Rosengarth“, Königsberg. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 19, Abb.; 230. – Vgl. auch weitere Karte mit Detail ebd., S. 45, Abb. 2.

¹⁸ Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg. Aufnahme Hoffotograf Alfred Kühlewindt, Königsberg. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 230 (o. Abb.).

¹⁹ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 15.

²⁰ Führer durch das Kant-Museum im Stadtgeschichtlichen Museum Königsberg (Pr), o.V. (Fritz Gause), o.J. (1938), o.S. – Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv. 1648.

²¹ Vgl. Urkunde im Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv. Nr. 1768. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 121, Abb. – Zur 1927 gestifteten Kant-Medaille (oder Stadtmedaille) vgl. ebd., S. 223, Abb. 31, 10 (Erhard Neuhoff).

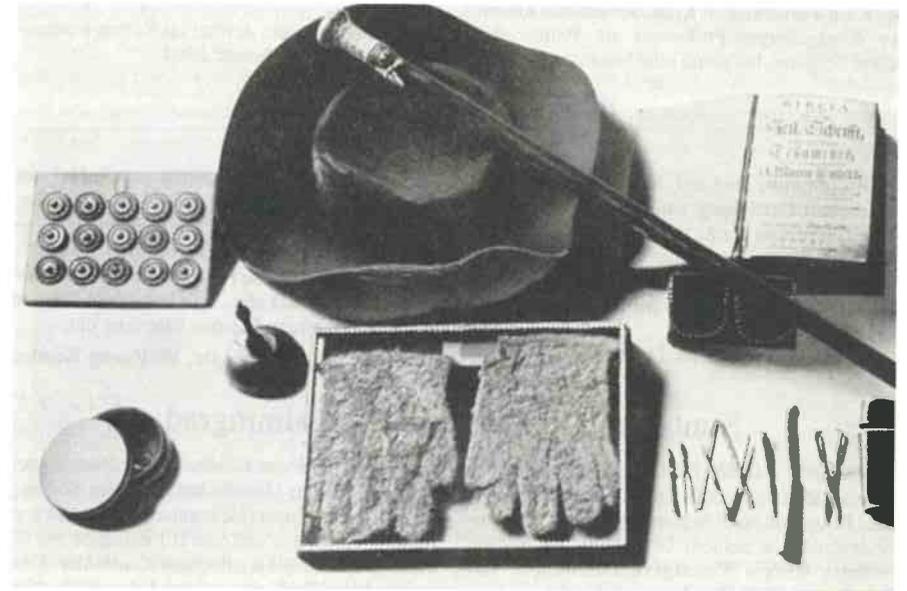


Abb. 4: Kants Hut, Stock, Handschuhe, Schnupftabakdose, Bibel etc. Aus einem Werbeprospekt der Stadt Königsberg der 1930er Jahre. Foto: Museum Stadt Königsberg, Duisburg

Nun stellt sich aber die Frage, ob von all den Exponaten des Kant-Museums nicht doch noch irgendetwas den Zweiten Weltkrieg überdauert hat. Malter und Staffa, die bereits im Jubiläumsjahr 1974, als man dem zu einem Vorläufer der Philosophie des Marxismus und somit „fortschrittlichen“ Philosophen erklärten Immanuel Kant einen ursprünglich unter internationaler Beteiligung geplanten Kongress widmete und in der Staatlichen Kaliningrader Universität ein „Kant-Kabinett“ einrichtete, auf sowjetische Initiative hin Kontakt mit der Universität und dem Museumsrat aufgenommen hatten, kamen in ihrer eingehenden Dokumentation von 1983 zu einem ernüchternden Ergebnis: „Soweit sich jetzt feststellen läßt, ist aus den Beständen des ausgelagerten und verschollenen Stadtgeschichtlichen Museums nichts aufgetaucht“²². Nur bei einer Totenmaske und einer Hagemann-Büste im Kant-Kabinett wollten sie aufgrund von Informationen und zugesandter Fotos eine Herkunft aus dem Kant-Museum nicht ganz ausschließen²³. Bei der Totenmaske handelt es sich jedoch um eine 1980 von dem Bildhauer Giwi Ruchadze angefertigte Kopie des beschädigten Originalabgusses von Johann Friedrich Andreas Knorre (1804) in der Universität von Tartu (Dorpat) in Estland²⁴ und bei der Kant-Büste um eine Gipskopie des – auf der Rückseite dersel-

²² Malter/Staffa (wie Anm. 4), S. 70, Anm. 59.

²³ Ebd., S. 65–70, Taf. 5.

²⁴ Heinrich Lange: Totenmaske und Schädelabguss von Immanuel Kant. Forschungsobjekte der Schädellehre des 19. Jahrhunderts, in: Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 44–62, hier S. 47, 50f., Abb. 8 und 9.

ben angegebenen – Ateliers „Gebr. Micheli, Berlin“ aus dem 19. Jahrhundert, die laut Auskunft der früheren Museumsleiterin Olga F. Krupina ein Geschenk aus Moskau sein soll²⁵. Nach jüngster Erkundigung von Werner Stark, Professor der Philosophie an der Philipps-Universität Marburg, hat sie der Wissenschaftler Schutschkov „zu Beginn der 1970er Jahre in Moskau auf einem Speicher der Akademie gefunden und für das 1974 eröffnete Kant-Museum in der Universität Kaliningrad gebracht“²⁶. Stark hält die Kaliningrader Kopie, von der er ein weiteres, wohl identisches Exemplar in Oxford anführen kann, für eine der 1904 im Katalog zu Kants 100. Todestag von der Gräfe & Unzer'schen Buchhandlung veranstalteten Ausstellung als käuflich angezeigten, jedoch nicht abgebildeten Gipsrepliken²⁷. Eine Ansichtskarte im Duisburger Museum Stadt Königsberg zeigt eine – allerdings nicht entsprechende – Kopie der Königsberger Fassung mit der Bildunterschrift „Atelier Gebr. Micheli, Berlin 1906“²⁸.

Und die Totenmaske und Büste im Gedächtnissaal des Mitte der 1990er Jahre in den Türmen und deren Verbindungsraum im Königsberger Dom eingerichteten Kant-Museums sind Kopien der genannten Exemplare im Kant-Kabinett, jetzt im Universitätsmuseum, also flauere Abgüsse zweiter Generation aus der Zeit nach 1995. Die Bezeichnung der Hagemann-Büste im Dom als „Büste von Emanuel Bardou, 1798“ in der überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe von Uwe Schultz' Biografie „Immanuel Kant“ von 2003²⁹ geht gänzlich fehl. Die originale, von Hagemann nach seinem im Januar 1801 in Königsberg geformten Tonmodell im Atelier Johann Gottfried Schadows in Berlin aus Carrara-Marmor gehauene Büste ist seit 1948 verschollen. Die zuletzt im Senatszimmer der Neuen Universität am Paradeplatz stehende Büste rettete 1945 der greise Chirurg Professor Oskar Ehrhardt aus dem Schutt der beim britischen Luftangriff am 29./30. August 1944 zerstörten Hochschule und bewahrte sie bis zur Aussiedlung 1948 in seinem Zimmer im Elisabeth-Krankenhaus in der Ziegelstraße auf³⁰. Den einzigen vollständig erhaltenen, bereits im 19. Jahrhundert „in das anatomische Museum zu Berlin“³¹ gelangten Originalabguß der Totenmaske konnte der Verfasser 1998 im Institut für Anatomie des Universitätsklinikums Charité in Berlin ausfindig machen³².

²⁵ Heinrich Lange/Manuela Rosenthal-Kappi: Immanuel Kant in Marmor. Über die Versuche Carl Friedrich Hagemanns, den berühmten Sohn Ostpreußens zu verewigen, in: *Das Ostpreußenblatt* v. 22. Juni 2002, S. 13.

²⁶ Brief an den Verfasser v. 1. Juni 2004.

²⁷ Ebd.

²⁸ Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv. 23047. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 228 (o. Abb.).

²⁹ Uwe Schultz: *Immanuel Kant*. rowohlt's monographien, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 165, Abb.

³⁰ Herbert Meinhard Mühlpfordt: *Königsberger Skulpturen und ihre Meister 1255–1945*. Ostdeutsche Beiträge. Aus dem Göttinger Arbeitskreis Bd. 46, Würzburg 1970, S. 87. – Vgl. auch Malter/Staffa (wie Anm. 4), S. 35 f.

³¹ Clasen (wie Anm. 13), S. 27.

³² Heinrich Lange: *Mit erloschenen Augen. Die Totenmaske von Immanuel Kant in Berlin wiederentdeckt*, in: *Der Tagesspiegel* v. 12. Februar 1999, S. 26. – Ders.: „Ausspähung des Inneren im Menschen“. *Totenmaske und Schädelabguß von Immanuel Kant in Berlin wiederaufgefunden*.



Abb. 5: Kantzimmer in der Stadtbibliothek um 1924/28. Ansichtskarte, Fotografie und Verlag Marie Rosengarth, Königsberg. Sammlung Gunter Kosack, Aachen.

Dafür aber, „daß nicht doch das eine oder andere Stück die Vernichtung überdauert hat“³³, gelang wenige Jahre nach der Untersuchung Malters und Staffas ein Nachweis. Wie von Werner Stark auf Nachfrage anlässlich der Duisburger Kant-Ausstellung zu erfahren war, konnte dieser 1988 bei den Recherchen für seine 1991/92 abgeschlossene Dissertation die im Kant-Museum als Leihgaben der Stadtbibliothek ausgestellten Briefe Immanuel Kants an seinen Freund Johann Erich Biester (1749–1816), den Herausgeber der „*Berlinischen Monatsschrift*“ und Zweiten Bibliothekar – sowie späteren Leiter – der Königlichen Bibliothek Berlin, vom 30. Juli 1792 und an den Königsberger Kriegs- und Domänenrat und Schriftsteller Johann George Scheffner (1736–1820) vom 24. Januar 1799 in der Leninbibliothek, der nunmehrigen Russischen Staatsbibliothek, in Moskau ausfindig machen³⁴. „Es scheint“, so Stark in der Veröffentlichung seiner Dissertation mit dem Titel „*Nachforschungen zu Briefen und Handschriften Immanuel Kants*“ (1993), „mehr als eine Laune des Zufalls zu sein, daß just diese beiden einzigen Stücke [im Besitz der Königsberger Stadtbibliothek] sich heute in der ehema-

den, in: *Museums-Journal* I, 2000, S. 25–28. – Ders.: *Totenmaske und Schädelabguß* (wie Anm. 24), S. 44–62, hier S. 46 ff., Abb. 5 und 6.

³³ Malter/Staffa (wie Anm. 4), S. 70, Anm. 59.

³⁴ Reinhard Brandt/Werner Stark: *Das Marburger Kant-Archiv*, in: *Kant-Studien* 79, 1988, S. 80–88, hier S. 85 f. – Werner Stark: *Nachforschungen zu Briefen und Handschriften Immanuel Kants*, Berlin 1993, S. 18, 231, 275. – Ders.: *Handschriften*, in: *Ausstellungskatalog Duisburg 2004* (wie Anm. 1), S. 173.

ligen Leninbibliothek in Moskau befinden. Sie sind ein deutliches Indiz dafür, daß weitere Bestände des Kantzimmers im stadtgeschichtlichen Museum den 2. Weltkrieg und die ersten chaotischen Jahre danach überdauert haben³⁵.

In der Tat finden wir diese Kant-Briefe in Andersons Führer von 1936 verzeichnet: „Beide auf roter Seidendamast-Unterlage, gerahmt in braunem Holzrahmen mit goldenem Vorstoß“³⁶. Dieses Bild ist ganz offensichtlich auf Abb. 5, drittes von links, zu sehen. Stark, der auf seine Anfrage von 1987 auch Fotos der Briefe erhielt, die er – offenbar aus Rücksicht auf eventuelle Empfindlichkeiten der russischen Kollegen – noch nicht veröffentlicht hat, vermerkt, dass der Brief an Biester „klar erkennen“ lasse, „daß das Original unter der Verlagerung gelitten hat“³⁷. Auf Nachfrage des Verfassers im Jahre 2004 teilte Stark mit, dass bei letzterem, in der Duisburger Ausstellung gezeigten, aber im Katalog nicht abgebildeten und nur an entlegener Stelle besprochenen Brief die Unterschrift Kants an der rechten unteren Ecke teilweise fehlt. „Verschiedene Bemühungen“ aber, „den Weg dieser beiden Stücke zurückzuverfolgen, erbrachten kein Resultat“³⁸. Nach jüngster Auskunft des an der Staatlichen Kaliningrader Universität lehrenden und derzeit in Marburg mit einem Thema über Immanuel Kant promovierenden Wadim Kurpakov, „der versucht, die über Russland verteilten Beutestücke an ihren Ursprungsort [d.h. Königsberg/Kaliningrad] zurückzubekommen“³⁹, sollen die beiden Briefe nach dem Zweiten Weltkrieg von einem sowjetischen Oberst in Königsberg – der genaue Ort und Zeitpunkt sind nicht oder noch nicht bekannt – aufgefunden und der Moskauer Bibliothek übergeben worden sein⁴⁰.

Wurden die beiden Originale in den von Gause als Auslagerungsorte des Stadtgeschichtlichen Museums genannten Bunkern unter dem Kneiphöfischen Rathaus oder in der Kopernikusstraße aufgefunden? Auch für den Fall, dass die beiden Leihgaben vor der Auslagerung an die Stadtbibliothek zurückgegeben wurden, könnten sie in den Bunker in der Kopernikusstraße in der westlichen Innenstadt gelangt sein, da dort nach der genannten Augenzeugin im Frühjahr 1946 außer dem „Stück der großen Vase aus dem Kant-Museum“ – die bei Anderson aufgeführte Vase mit dem Collinschen Kantbildnis⁴¹ – ja auch „ein paar Stammbücher der Stadtbibliothek“ herumlagen.

³⁵ Werner Stark, Nachforschungen (wie Anm. 34), S. 218.

³⁶ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 18. – Erst 2004 verweist Stark, Handschriften (wie Anm. 34), S. 173, darauf, daß die Briefe „bis heute die einzigen wieder aufgefundenen Stücke, die im Anderson’schen Verzeichnis des Kant-Zimmers [...] genannt sind“, darstellen.

³⁷ Stark, Nachforschungen (wie Anm. 34), S. 18, Anm. 8. – Vgl. auch Brandt/Stark, Das Marburger Kant-Archiv (wie Anm. 34), S. 86: „einer der beiden Briefe leicht lädiert“. – Stark, Handschriften (wie Anm. 34), S. 173: „Die Reproduktion zeigt deutliche Spuren der Beschädigung des Manuskripts.“ Warum ist aber der wichtige Brief nicht auf S. 77ff. (IV Briefe, V Orte, an denen Kantiana aufbewahrt werden), zumindest erwähnt?

³⁸ Stark, Nachforschungen (wie Anm. 34), S. 18, Anm. 8.

³⁹ Der Spiegel v. 2. Februar 2004, S. 3.

⁴⁰ Mitteilung von Stark (wie Anm. 26). – Den genauen Ort und Zeitpunkt der Auffindung der Briefe kann Kurpakov vielleicht noch in der Moskauer Staatsbibliothek recherchieren.

⁴¹ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 22. – Vgl. auch Stark, Handschriften (wie Anm. 34), S. 173.



Abb. 6: Immanuel Kant. Ölgemälde von Johann Gottlieb (oder Heinrich) Becker, 1768. Aus: Königsberg. Ein Buch der Erinnerung in 66 Bildern, 1959, S. 46, Abb.

Der genaue Wortlaut der beiden Briefe ist auch durch den von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1900–02 in „Kant’s gesammelte Schriften“ herausgegebenen und 1922 in einer zweiten, durch Neufunde erheblich erweiterten Auflage erschienenen Briefwechsel sowie den im gleichen Jahr gedruckten Band 13 mit dem wissenschaftlichen Apparat bekannt. Im Brief von 1792 an Biester, für dessen 1783 mit Friedrich Gedike (1754–1803) gegründete und mit diesem bis 1796 herausgegebene „Berlinische Monatsschrift“, das Hauptorgan der Berliner Aufklärung, Kant zahlreiche Aufsätze, darunter 1784 den berühmten Definitionssatz „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, geschrieben hat, bittet der Philosoph vor allem um die Rücksendung seines letzten Manuskripts: „Ihre Bemühungen, Geehrtester Freund, die Zulassung meines letzten Stücks in der B[erlinischen] M[onats]

S[chrift] durchzusetzen, haben allem Vermuthen nach die baldige Zurückschickung derselben an mich, warum ich gebeten hatte, gehindert. – Jetzt wiederhole ich diese Bitte; weil ich einen anderen Gebrauch, und zwar bald, davon zu machen gesinnet bin, welches um desto nöthiger ist, da die vorhergehende Abhandlung [„Über das radical Böse in der menschlichen Natur“ (1792)], ohne die nachfolgende Stücke, eine befremdliche Figur in Ihrer M. S. machen muß; der Urtheilsspruch aber Ihrer drey Glaubensrichter unwiederruflich zu seyn scheint. – Es ist also mein dringendes Gesuch: mein Mspt mir, auf meinen Kosten, sobald als möglich, mit der fahrenden Post wieder zuzusenden; weil ich von verschiedenen unter den Text eigenhändig geschriebenen Anmerkungen keine Abschrift aufbehalten habe, sie aber auch nicht gern missen wollte. [...] mit unwandelbarer Hochschätzung und Freundschaft der Ihrige I. Kant“⁴². Bei dem „letzten Stück“ handelt es sich um Kants Aufsatz „Vom Kampf des guten Principis mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen“, dessen Imprimatur die preußische Zensurbehörde verweigert hatte.

Der Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), ein hochrangiges Mitglied im gegen die Aufklärung gerichteten Orden der Gold- und Rosenkreuzer, hatte die Zensurbestimmungen, zumal unter dem Eindruck der Französischen Revolution 1789, verschärft und somit die öffentliche Meinungsfreiheit eingeschränkt. 1788 waren das „Religionsedikt“ und das erneuerte „Censuredikt“, ein Werk seines Staats- und Justizministers und Chefs des „geistlichen Departements“, des Theologen Johann Christoph von Wöllner (1732–1800), erlassen worden, und 1791 war mit der von Ordensbruder Wöllner veranlassten Immediat-Examinations-Kommission, in der die in Kants Brief genannten „drey Glaubensrichter“ Hermes, Hillmer und Woltersdorff den Ton angaben, das eigentliche Instrument der Zensur geschaffen worden.

Kant ließ nach dem im Juni 1792 erfolgten Verbot seines Beitrages die für die „Berlinerische Monatsschrift“ geplante religionsphilosophische Aufsatzfolge 1793 mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Universität im außerhalb Preußens gelegenen Jena – wie Biester seine Monatsschrift bereits seit dem Vorjahr – unter dem Titel „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ drucken und bei seinem Verleger Friedrich Nicolovius (1768–1836) in Königsberg veröffentlichen. Darauf erging bekanntlich jenes im Auftrag des Königs von Minister Wöllner verfaßte Reskript vom 1. Oktober 1794, das wie folgt beginnt: „Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: ‚Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft‘, desgleichen in anderen, kleineren Abhand-

⁴² Kant's gesammelte Schriften, hrsg. v. d. Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XI. Zweite Abteilung: Briefwechsel Bd. II. 2. Aufl., Berlin–Leipzig 1922, S. 349f., Nr. 522 [490]. – Ebd., Bd. XIII. Zweite Abteilung: Briefwechsel Bd. IV, Berlin–Leipzig 1922, S. 324, Nr. 522 [490].



Abb. 7: Immanuel Kant, Ölgemälde von Gottlieb Doeppler, 1791. Museum Stadt Königsberg, Duisburg. Aus: Walter Dausch/Lorenz Grimoni, Museum Stadt Königsberg, 1998, S. 110, Abb.

lungen gethan habt“⁴³. Kants damals 42jährigen Briefadressaten Biester hat Ferdinand Collmann 1795 – im Vorjahr war der Porträtierte zum Leiter der Königlichen Bibliothek ernannt worden – in Öl gemalt. Das Gemälde hängt heute im Gleimhaus in Halberstadt⁴⁴.

⁴³ Jan Rachold: Kant und die preußische Zensur, in: Dina Emundts (Hrsg.), Immanuel Kant und die Berliner Aufklärung. Ausstellungskataloge Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz N.F. 38, Wiesbaden 2000, S. 116–132, hier S. 116, Anm. 6. – Zur Zensur der Schriften Kants und dem königlichen Reskript vgl. ebd., S. 116ff., bes. 122ff. – Peter Weber: Kant und die „Berlinerische Monatsschrift“, in: Emundts, ebd., S. 60–79, bes. S. 74ff. – Gerd Irrlitz (Hrsg.): Kant-Handbuch. Leben und Werk, Stuttgart–Weimar 2002, S. 43–45.

⁴⁴ Emundts (wie Anm. 43), S. 15, Abb.

In dem zweiten in Moskau erhaltenen Brief von 1799 an seinen seinerzeit 58 Jahre alten Freund Scheffner führt Kant gesundheitliche Gründe für die lange Zeit ausgebliebene Beantwortung der Briefe seines Berliner Verlegers François Théodore de la Garde (1756–1824) an. Letzteren hatte der Philosoph 1789 nach dem Tode seines Rigaer Verlegers Johann Friedrich Hartknoch d. Ä. (1740–1789), bei dem die „Kritik der reinen Vernunft“ (1781) und die „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788) erschienen waren, mit der Publikation seiner dritten Kritik, der „Kritik der Urteilskraft“ (1790), beauftragt, „wohl aus Sorge um eine schnelle Drucklegung“ durch dessen gleichnamigen Sohn⁴⁵. Jetzt wartete de la Garde, der gerne noch ein weiteres Werk Kants verlegen wollte, zumindest auf eine Bestätigung des Empfangs des Honorars für die 1799 erschienene dritte Auflage der Kritik und wandte sich deshalb an Kants engen Freund, den Kriegsrat Scheffner, der mit seinen „Freundschaftlichen Poesien eines Soldaten“ von 1793 ebenfalls Autor des Verlages „F. T. Lagarde“ war. Der bald 75-jährige Philosoph antwortet daraufhin Scheffner: „Ew: Wohlgebohrnen habe die Ehre meine Antwort, auf des Hrn. Lagarde Brief, verlangtermaßen zuzuschicken. Meine mich noch immer schikanirende⁴⁶ Unpäßlichkeit, die zwar eben nicht zum Tode hindeutet, aber doch zur Arbeit und für die Gesellschaft unlustig macht, beraubt mich des Vergnügens der Ihrigen theilhaftig zu werden; wie ich mir schmeichle. – Von der Veränderung der sonderbaren, mir schon lange nachtheiligen, Luftbeschaffenheit, hoffe ich in dessen vor der Hand, daß sie sich nicht in Krankheit auflösen wird. Den 24. Jan: 99. Der Ihrige I Kant“⁴⁷. Kant hatte sich denn auch nach dem Sommersemester 1798 aus Altersgründen gänzlich vom akademischen Dienst zurückgezogen.

Scheffner war im übrigen fünf Jahre nach Kants Tod der Hauptinitiator des 1809/10 zur „Stoa Kantiana“ umgebauten Professorengewölbes mit dem Grabmal an dessen östlichem Ende, für das er einen Grabstein (vgl. Abb. 9) stiftete, in dessen Inschrift er sich als Kants „amicus“ bezeichnet⁴⁸. Bei „Kants Gedächtnißfeyer zu Königsberg am 22sten April 1810“ enthüllte er die dort aufgestellte Büste des Philosophen von Hagemann und sprach unter anderem die Worte: „Möchte der Anblick dieses prunklosen Monuments jeden, der es sieht und sehen wird, von der Zeitgenossen Liebe und Hochachtung für den großen Mann überzeugen, und ihn zugleich aufmuntern, so scharf und richtig zu denken und so lebensweise zu handeln, wie Immanuel

⁴⁵ Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. Mit einer Einleitung und Bibliographie hrsg. v. Heiner F. Klemme. Mit Sachanmerkungen von Piero Giordanetti, Hamburg 2003, S. XX. – Vgl. auch ebd., S. XXII ff.

⁴⁶ Vgl. Korrektur bei Stark, Nachforschungen (wie Anm. 34), S. 231 (Brief-Nr. 834).

⁴⁷ Kant's gesammelte Schriften (wie Anm. 42), Bd. XII. Zweite Abteilung: Briefwechsel Bd. III. 2. Aufl., Berlin–Leipzig 1922, S. 275, Nr. 834 [795]. – Ebd., Bd. XIII. Zweite Abteilung: Briefwechsel Bd. IV, Berlin–Leipzig 1922, S. 493, Nr. 834 [795].

⁴⁸ Die Gartenlaube (wie Anm. 8). – Zum Bau der Stoa Kantiana und der Grabstätte Kants vgl. Heinrich Borkowski: Kants Grabstätte – die Professorengruft – Die Stoa Kantiana, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, Jg. 10, Nr. 4, 1936, S. 65–69.



Abb. 8: Russisches Kant-Museum im Königsberger Dom. Ausstellungssaal im Nordturm mit Reproduktion des Gemäldes von Gottlieb Döepler (links). Foto: Verfasser

Kant“⁴⁹. In seinen Erinnerungen „Mein Leben“ (1821) wird uns der alte Scheffner in einem Stich des Berliner Kupferstechers Friedrich Wilhelm Bollinger (1777–1825) von 1814 nach dem zwei Jahre zuvor entstandenen Porträt des aus Danzig gebürtigen Malers Johann Wientz (1781–1849) vorgestellt⁵⁰.

Nicht aus dem Königsberger Kant-Museum, sondern aus der Kant-Sammlung der Ende August 1944 ausgebombten Buchhandlung Gräfe und Unzer, die 1904 zum 100. Todestag des Philosophen die erste Kant-Ausstellung aus eigenen Beständen und mit umfangreichen Leihgaben veranstaltete⁵¹, konnte 1945 das Ölgemälde von Becker (1720–1782) in den Westen gerettet werden (Abb. 6). Der akademische Zeichenlehrer und Porträtmaler, dessen Vornamen nach dem „Adreß-Calender“ von 1770 nicht Johann(es) Gottlieb, sondern Heinrich gewesen sind bzw. ist⁵², porträtierte den Philoso-

⁴⁹ Johann George Scheffner: Worte an Kants Grabe, in: Kants Gedächtnißfeyer zu Königsberg am 22sten April 1810. Mit einem Kupfer und dem Bildnisse Kants, Königsberg 1811. Nachdruck Editions RODOPI, Amsterdam 1969, S. VII–VIII, hier S. VIII. – Zum Bericht über die Enthüllung der Büste durch Scheffner vgl. Kant-Studien 6, 1901, S. 125 (Steig).

⁵⁰ Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Erste Hälfte. Mit dem Portrait des Verfassers, Königsberg 1821, Frontispiz.

⁵¹ Katalog zu der anlässlich des 100. Todestages von der Gräfe & Unzer'schen Buchhandlung veranstalteten Kant-Ausstellung, Königsberg 1904.

⁵² Adreß-Calender für das Königreich Preussen, und insbesondere der Hauptstadt Königsberg [...] MDCCLXX. hrsg. mit Approbation der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften, S. 88. – Zu den Vornamen vgl. Werner Stark: Wo lehrte Kant? Recherchen zu Kants Wohnungen, in: Joseph Kohnen (Hrsg.), Königsberg. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deut-

phen im Auftrag des Buchhändlers und Verlegers Johann Jacob Kanter (1738–1786) für dessen Buchladen im ehemaligen Löbenichtschens Rathaus, wo Kant damals wohnte und seine Vorlesungen hielt⁵³. Den genauen Zeitpunkt wissen wir durch einen Brief Johann Georg Hamanns (1730–1788) an Johann Friedrich Herder (1744–1803) vom 28. August 1768, in dem es heißt: „Kanter wird diese Woche seinen Laden beziehen [...] In die Schreibstube des Ladens werden gemalte Köpfe kommen; wovon er Moses [Mendelssohn] und Ramler von Berlin mitgebracht, und hier Scheffner, Willamov, Hippel, Lindner gesammelt; auch Kant sitzt bereits [...]“⁵⁴.

Die Nachfolgebuchhandlung Gräfe und Unzer, die nach 1945 ihren Verlag zunächst in Marburg (1946–50), dann in München und Bad Wiessee am Tegernsee weiterführt und das Gemälde wiederholt in Bildbänden wie „Königsberg. Ein Buch der Erinnerung in 66 Bildern“ (Abb. 6) – hier mit der Legende „noch heute im Besitz der Firma“ – bis in die 1960er Jahre abdruckte⁵⁵, verkaufte es 1980 an das Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv in Marbach am Neckar⁵⁶. Vor der Duisburger Ausstellung 2004 war das Ölgemälde einer der Glanzpunkte der Ausstellung „Immanuel Kant und die Berliner Aufklärung“ in der Staatsbibliothek Berlin im Jahre 2000. In dem gleichnamigen Begleitbuch ist allerdings, wie der Brief Hamanns bezeugt, die Datierung „um 1775“ unrichtig⁵⁷. Wie Abb. 6 zeigt, steht das richtige Entstehungsjahr „1768“ auch auf der – allerdings erst später unten an den Rahmen angefügten – Tafel, die in beiden Ausstellungen fehlte. Die Datierung des Beckerschen Porträts ist wichtig, da Kant hier nicht als Professor der Logik und Metaphysik (ab 1770), sondern als 44jäh-

schen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1994, S. 81–109, hier S. 101, Anm. 63.

⁵³ Zu diesem Becker-Bild vgl. Hans Vaihinger (anonym): Das Simon'sche Kantbild, in: Kant-Studien 6, 1901, S. 110–112, hier S. 111f. – Karl Vorländer: Immanuel Kant. Der Mann und das Werk. Bd. 1, Leipzig 1924, Farbdruck. – Clasen (wie Anm. 13), S. 10ff., 30, Nr. 4, Taf. 3 (Farbabb.). – Immanuel Kant: Leben – Umwelt – Werk. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz aus Beständen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Bayerischen Staatsbibliothek München, des Hauses Königsberg in Duisburg und anderer Leihgeber zur 250. Wiederkehr von Kants Geburtstag am 22. April 1974, hrsg. v. Friedrich Benninghoven, Berlin o.J. [1974], S. 116, Nr. 105, Farbabb. – Werner Stark: Erläuterungen zum Kant-Bildnis, in: Immanuel Kant, Bemerkungen in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“. Neu hrsg. und kommentiert von Marie Rischmüller. Kant-Forschungen Bd. 3, hrsg. von Reinhard Brandt und Werner Stark, Hamburg 1991, S. 291–294, hier S. 292f. mit Anm. 11. – Stark, Wo lehrte Kant? (wie Anm. 52), S. 81ff., Abb. 1; S. 101, Anm. 65.

⁵⁴ Clasen (wie Anm. 13), S. 11 (Zitat), 11ff. – Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 17 mit Abb. – Zitiert nach Malter (wie Anm. 56), S. 9.

⁵⁵ Königsberg. Ein Buch der Erinnerung in 66 Bildern. Mit Beiträgen von Martin A. Borrmann et al. 4. Aufl., München 1959, S. 46, Abb. – Ostpreußen. Unvergessene Heimat in 116 Bildern. 6. Aufl., München 1963, S. 12, Abb.

⁵⁶ Rudolf Malter: Geistige Brücke zwischen Ost und West. Königsberger Kant-Porträt im Schiller-Nationalmuseum Marbach kündigt von dem großen Philosophen, in: Das Ostpreußenblatt v. 9. August 1980, S. 9 mit Abb. – Walter Scheffler, Von Königsberg bis Marbach. Ein Porträt Immanuel Kants, in: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 31, 1987, S. 513–518. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 34, Abb.; 122.

⁵⁷ Emundts (wie Anm. 43), S. 6, Abb.



Abb. 9: Kant-Büste von Rudolf Siemering nach Carl Friedrich Hagemann von 1879/80 und Grabstein Johann George Scheffners von 1809 an der Ostwand der Grabkapelle von 1880. Aufnahme von O. Bittrich, 1888. Foto: Kunstinstitut der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau

riger Magister dargestellt ist. Das zweite, weitestgehend identische Ölgemälde Beckers aus Immanuel Kants Haus am Prinzessin Platz, das der Stadtrat, Bankier und Mäzen der Stadt, der Geheime Kommerzienrat Professor Walter Simon (1857–1920), 1898 von dem letzten Erben, dem Rentier Richard Kinze, in Dresden gekauft und der Stadt Königsberg geschenkt hatte, wo es zuletzt im Kant-Museum hing (vgl. Abb. 2 und 3), ist hingegen seit 1945 verschollen⁵⁸.

⁵⁸ Zu diesem Becker-Bild vgl. Hans Vaihinger (anonym): Wiederauffindung des ältesten Oelbildes von Kant, in: Kant-Studien 3, 1899, S. 255. – Ders.: Das Simon'sche Kantbild (wie Anm. 53), S. 110–112 mit Abb. Frontispiz. – Clasen (wie Anm. 13), S. 10ff., 30, Nr. 2, Taf. 2, r. – Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 17 mit Abb. – Gause, Führer (wie Anm. 20), o.S. – Malter (wie Anm. 56), S. 9 – Stark, Erläuterungen zum Kant-Bildnis (wie Anm. 53), S. 292 mit Anm. 12, 13, 15, 17 und 18. – Stark, Wo lehrte Kant? (wie Anm. 52), S. 101f., Anm. 65.

Unbekannt ist auch der Verbleib des bis 1933 in der Loge zum Totenkopf und Phönix am Schloßteich hängenden Ölgemäldes, das 1791 der Maler und Kupferstecher Gottlieb (Theophil) Doeppler (geboren um 1762, nachweisbar bis 1810) – auch Doepler oder Doebler geschrieben – geschaffen hat, der auf der Berliner Akademie vermutlich ein Schüler des 1784 nach Aufhalten in London und Rußland in die preußische Hauptstadt gekommenen und als Porträtist durch den Hof geförderten schottischen Malers Edward Francis Cunningham (1741/42–1793) war⁵⁹. Das berühmte Porträt, das Kant als 67jährigen Professor der Logik und Metaphysik zeigt, ist in Clasen's „Kant-Bildnisse“ (1924) in Farbe abgedruckt⁶⁰. Doch tauchte 1955 die Zweitausführung dieses unterlebensgroßen Gemäldes, das Kant seinem Schüler, Amanuensis und Freund Johann Gottfried Carl Christian Kiesewetter (1766–1819) in Berlin geschenkt hatte, der 1789/90 auf Wunsch seines Lehrers dessen Verleger de la Garde als „Corrector“ beim Druck der „Kritik der Urteilskraft“ (1790) assistierte, „weil er, als Sachkundiger, am besten versteht, sinnverfehlende errata zu bemerken und zu bessern“⁶¹, und hier 1793 zum Professor der Philosophie und 1798 ordentlichen Professor der Logik⁶² avancierte, in München wieder auf. Dort wurde es „von amerikanischer Seite“ den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen zum Kauf angeboten, dann aber beschlagnahmt⁶³. 1963 erwarb das Ölporträt, bei dem es sich nicht um das aus der Loge zum Totenkopf und Phönix handelt, wie noch Gause's ergänzter Auflage „Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen“ von 1996 zu entnehmen ist⁶⁴, die Stadt Duisburg von Julius Baer in New York für 10.000 DM (Abb. 7)⁶⁵.

Wo sich das Kant-Gemälde aus dem ehemaligen Besitz von Kiesewetter, der als Kantianer maßgeblich zur Verbreitung der Lehre Kants beitrug – er veröffentlichte unter anderem „Grundriß einer allgemeinen Logik nach den Kantischen Grundsätzen“

⁵⁹ Zu Doeppler vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begr. v. Ulrich Thieme und Felix Becker, hrsg. v. Ulrich Thieme, Bd. 9, Leipzig 1913, S. 366 f. s.v. Doeppler. – Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, hrsg. vom K. G. Saur Verlag München–Leipzig, begr. und mithrsg. v. Günter Meissner, Bd. 28, 2001, S. 239 s.v. Doeppler (G. Seelig). – Zu Cunningham vgl. ebenda, Bd. 23, München–Leipzig 1999, S. 116 f. s.v. Cunningham, Edward Francis (G. H. M. Komander).

⁶⁰ Clasen (wie Anm. 13), S. 18 f., 30, Nr. 12, Taf. 9.

⁶¹ Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft (wie Anm. 44), S. XXIII mit Anm. 15.

⁶² Bruno Jahn (Bearb.): Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Philosophen, München 2001, S. 217 f. s.v. Kiesewetter.

⁶³ Ein berühmtes Kant-Porträt wieder aufgefunden, in: Das Ostpreußenblatt v. 20. August 1955, o.V., S. 3.

⁶⁴ Gause, Geschichte (wie Anm. 2), S. 253. – Richtig aber Gause, Kant und Königsberg (wie Anm. 3), S. 127.

⁶⁵ Inventar-Verzeichnis Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv. 74. – Walter Dausch/Lorenz Grimoni (Hrsg.): Museum Stadt Königsberg in Duisburg. Dokumentation zur Geschichte und Kultur einer europäischen Stadt, Leer 1998, S. 110, Abb.; 174, Nr. VI, 1. – Lorenz Grimoni: Einleitung: Das Kant-Museum in Königsberg (Pr) und die Kant-Ausstellung im Museum Stadt Königsberg in Duisburg 2004, in: Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 19–22, hier S. 20 f., 129, Abb. und Einbandbild.

(1791/96)⁶⁶ – in Berlin vor und um 1945 befand, ist nicht bekannt bzw. wäre noch zu recherchieren. Im Künstlerlexikon Thieme-Becker von 1913 wird es „auf der Jahrhundert-Ausstellung in Berlin 1906“ erwähnt⁶⁷. Wie das Gemälde in der Königsberger Loge ist auch die „Kopie von Petzenburg“ im Königsberger Kant-Museum⁶⁸ (vgl. Abb. 2 und 3) verschollen, wahrscheinlich vernichtet. Bei dem Bild in einem Ausstellungssaal des russischen Kant-Museums im Dom (Abb. 8) handelt es sich um eine Reproduktion aus den 1990er Jahren. Von Doeppler waren auf den Berliner Akademie-Ausstellungen von 1786 bis 1789 Ölgemälde und Stiche, darunter Porträts von König Friedrich II. und König Friedrich Wilhelm II., ausgestellt⁶⁹. Ein Ölporträt des letzteren Monarchen hing 1861 im Berliner Schloss⁷⁰.

Möglicherweise ist außer den beiden Kant-Briefen in Moskau noch ein weiteres Exponat aus dem Königsberger Kant-Museum erhalten geblieben. 2000 erwarb das Museum Stadt Königsberg in Duisburg auf einer Auktion ein Gemälde in Öl auf Leinwand mit dem Brustbild Kants nach Doeppler⁷¹. Auf der Ansichtskarte und zu der Abbildung im Katalog der Duisburger Ausstellung ist „Unbekannter Künstler, 19. Jahrhundert“ bzw. – auch auf Anregung des Verfassers – „Künstler unbekannt, 19. Jh. (Heydeck?)“ und als Provenienz Neuenburg in der Schweiz angegeben. Das Gemälde soll also aus dem zwischen Basel und Genf gelegenen Fürstentum Neuenburg-Neuchâtel stammen, das von 1707 bis 1857 zu Preußen gehörte. Lorenz Grimoni schreibt dazu: „ein Ölbild Kants aus dem 19. Jahrhundert, dessen Maler und Provenienz noch nicht ganz geklärt sind“⁷². Während der Kopist Kants Kopf genau vom Doeplerschen Gemälde abgemalt hat, ist der flüchtiger gemalte Oberkörper, insbesondere die Hände, verändert. Der Philosoph sitzt hier vor Papieren auf einem nicht sichtbaren Schreibtisch, hält in der Rechten die Schreibfeder und lüftet mit der Linken die Ecke eines Blattes. Nun hat Anderson in seinem Führer des Kantzimmers von 1936 ein bisher nicht reproduziertes Bild verzeichnet, dessen Beschreibung dem neu aufgetauchten zu entsprechen scheint: „Kantbildnis, Brustbild von Johannes Heydeck. Kant am Schreibtisch. Das Gemälde ist um 1870 entstanden. Der Künstler hat seiner Arbeit das Doeblersche Werk zugrunde gelegt. Ölgemälde auf Leinwand. [...] oval“⁷³.

⁶⁶ Jahn (wie Anm. 62), S. 218.

⁶⁷ Allgemeines Lexikon (wie Anm. 59), S. 367.

⁶⁸ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 17 mit Abb. – Vgl. auch Gause, Führer (wie Anm. 20), Titelbild und letzte Seite. – Ein Petzenburg ist allerdings in keinem Lexikon zu finden.

⁶⁹ Allgemeines Künstlerlexikon (wie Anm. 59), S. 239. – Allgemeines Lexikon (wie Anm. 59), S. 366 f.

⁷⁰ Allgemeines Lexikon (wie Anm. 59), S. 367.

⁷¹ Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv. 1755. – Ausstellungskatalog Duisburg 2004 (wie Anm. 1), S. 21 f., 72, Abb. – Heinrich Lange: Rätselraten um Kant-Porträts, in: Preußische Allgemeine Zeitung v. 13. November 2004, S. 21, Abb. – Ders.: Ist Johannes Wilhelm Heydeck der „unbekannte“ Porträtist Kants?, in: Kulturpolitische Korrespondenz Nr. 1194, 30. November 2004, S. 2 f. mit 1 Abb. – Eberhard Neumann-Redlin von Meding: Immanuel Kant und der Naturwissenschaftler Karl Gottfried Hagen, in: Preußenland, Jg. 42, Nr. 2, 2004, S. 40–56, hier S. 41, Abb. 1 („Kantbildnis eines unbekanntem Malers“).

⁷² Grimoni, Einleitung (wie Anm. 65), S. 22.

⁷³ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 22.

Auch in Gause's „Führer durch das Kant-Museum“ von 1938 wird das Kant-Bild noch aufgeführt: „Kant. Ölgemälde von Heydeck (um 1870)“⁷⁴. Als Besitzer vermerkt Anderson die „Kunstsammlungen der Stadt“. Diese befanden sich seit 1924 im Königsberger Schloss. 1919 ist das „Oelgemälde auf Leinwand“ von Heydeck im Katalog des „Stadtmuseums zu Königsberg i. Pr., Junkerstraße 6“, wo sich damals das Provisorium des Museums befand, mit der genauen Jahreszahl „1872“ erwähnt⁷⁵. Die im Duisburger Ausstellungskatalog angegebenen Maße „62 × 58,5 cm“ stimmen zwar nicht ganz mit den 1919 und 1936 genannten „65 1/2“ × „62 3/4“ bzw. „60 × 67“ cm überein, vielleicht erklärt sich aber die „Differenz der Maße“, so Grimoni, „mit einer neuen Rahmung [...] Leider liegt uns bis heute keine Wiedergabe des Heydeckschen Ölgemäldes vor, um durch einen Vergleich unsere Vermutung bestätigt zu bekommen. Vielleicht kann uns ein Leser [...] helfen?“⁷⁶

Der 1835 in Sakuthen bei Prökuls im Regierungsbezirk Königsberg geborene und 1910 in der ostpreußischen Hauptstadt verstorbene Historien-, Architektur- und Bildnismaler Johannes Wilhelm Heydeck war von 1869 bis 1900 Professor der Perspektive und Architektur an der Königsberger Kunstakademie⁷⁷. Ab 1860 stellte er wiederholt Gemälde auf den Berliner Akademie-Ausstellungen aus. 1861 hielt der junge Künstler die Krönungsfeierlichkeiten Wilhelm I., so den Krönungszug im Schloßhof, in mehreren Zeichnungen fest. Mindestens sechs davon wurden im gleichen Jahr als Holzstiche in der „Illustrierten Zeitung“ und dem Sonderdruck (Krönungsalbum) „Die Königskrönung in Königsberg“ im Leipziger Verlag J. J. Weber, der auch die Zeitung herausgab, veröffentlicht. Zwei der originalen, in verschiedenen Brauntönen lavierten Bleistiftzeichnungen werden in der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz Berlin aufbewahrt⁷⁸.

Von dem Mitglied der Berliner Akademie – „das zuerst 1887 in Berlin ausgestellte Gemälde ‚Königin Luise auf der Flucht nach Memel im Januar 1807‘ machte H[eydeck] weithin bekannt“⁷⁹ – hing im Kant-Museum auch die seit 1945 verschollene Kreidezeichnung von der Ausgrabung der Gebeine Kants in der Grabkapelle 1880 (vgl. Abb. 2 und 3)⁸⁰. Die Exhumierung im Juni jenes Jahres führte Heydeck, der als

⁷⁴ Gause, Führer (wie Anm. 20), o. S.

⁷⁵ Stadtmuseum zu Königsberg i. Pr., Junkerstraße 6. Katalog, (Königsberg) 1919, S. 9, Nr. 9. – Vgl. auch Albinus (wie Anm. 14), S. 127 s. v. Heydeck.

⁷⁶ Lorenz Grimoni: Kant-Exponate aus Königsberg im Museum Stadt Königsberg in Duisburg. Informationen über einige „Glanzlichter“ der Ausstellung, in: Königsberger Bürgerbrief Nr. 62, 2004, S. 81–84, 94, Abb., hier S. 82 (mit Hinweisen des Verfassers).

⁷⁷ Zu Heydeck vgl. ebd. – Allgemeines Lexikon (wie Anm. 59), Bd. 17, Leipzig 1924, S. 16.

⁷⁸ Adelheid Rasche: in: Iselin Gundermann, Via Regia. Preußens Weg zur Krone, Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz. Mit Beiträgen von Adelheid Rasche, Berlin 1998, S. 141 f., Nr. II/26, hier S. 141.

⁷⁹ Albinus (wie Anm. 14), S. 127.

⁸⁰ Anderson, Kantzimmer (wie Anm. 7), S. 19 f. – Zuletzt Lange, Totenmaske und Schädelabguss (wie Anm. 24), S. 50, 53, Abb. 11 (Abb. 11 = Wilhelm Gottlieb Kelch: Immanuel Kants Schädel. Ein Beitrag zu Galls Hirn- und Schädellehre. Neudruck der Ausgabe von 1804, Königsberg 1924, Titelbild.

Vorstands-Mitglied der Altertumsgesellschaft Prussia bereits zahlreiche vor- und frühgeschichtliche Gräber freigelegt hatte, eigenhändig aus und hielt das entscheidende Ereignis im Bilde fest. Auf diesem erscheint auch der Ausgräber selbst, wie er mit beiden Händen den Schädel Kants aus der von den Herren des Komitees umstandenen Grube dem am Rande derselben knienden Kant-Forscher Emil Arnoldt (1828–1905) reicht. „Obgleich der Kopf durch seine Breite etwas groß erscheint“, so Heydeck, „wird dennoch das Gesicht mit seinen einwärts gebogenen Unterkieferwinkeln sicher einen zum Körper proportionierten und feinen Eindruck gemacht haben. Denkt man sich nun noch dazu die großen blauen, ausdrucksvollen Augen, wie sie auf einem guten, nach dem Leben gemalten Portrait, welches hier der Totenkopflöge gehört [– eben dem Ölgemälde von Doeblen! –, zu sehn sind, so ist es sehr zu bedauern, wie wenig vorteilhaft andere ältere Porträts und neuere Darstellungen den großen Philosophen erscheinen lassen“⁸¹. Demnach muß Heydeck das von ihm favorisierte Kant-Portrait 1872 vor Ort im Andreassaal der Loge kopiert haben.

Die Originalgemälde von Becker, Doeppler und möglicherweise Heydeck bildeten Glanzpunkte der Duisburger Kant-Ausstellung. Das ehemalige „Berliner“ Kant-Bild von Doeppler schmückt zudem das Plakat, den Flyer und den Einband des Ausstellungskataloges. Die große Schau zum Kant-Jahr 2004 ist vornehmlich das Werk des aus Ostpreußen gebürtigen Museumsleiters, Pfarrer i. R. Lorenz Grimoni. Aus den eigenen reichhaltigen, von Bürgern Königsbergs und der Patenstadt Duisburg über Jahrzehnte gesammelten Beständen und mit zahlreichen einzigartigen Leihgaben aus ganz Deutschland – von den Schuhen des Philosophen aus der Dresdener Rüstkammer bis zur Kreidezeichnung „Professeur Kant“ der Gräfin Caroline Charlotte Amalie von Keyserlingk, geb. Reichsgräfin von Truchseß-Waldburg, aus Familienbesitz, die beide selbst in Königsberg nur in einem Foto bzw. einer Reproduktion zu sehen waren, – ließ der gewissermaßen „zweite Anderson“ das verloren gegangene Königsberger Kant-Museum im Duisburger Museum Stadt Königsberg wieder aufleben.

Nachtrag: In dem Anfang 2005 erschienenen sehr interessanten Aufsatz von Christian Tilitzki: Zur Königsberger Kant-Tradition im 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 50 (2004), S. 191–287, finden sich auch Hinweise auf noch bis in den Zweiten Weltkrieg hinein vom Kant-Museum erworbene Exponate. Quelle sind vor allem die Geschäftsberichte der Gesellschaft der Freunde Kants, so auch für das verschollene Kant-Portrait von Doeblen aus dem 1933 von den Nationalsozialisten beschlagnahmten Besitz der Loge zum Totenkopf und Phönix, das noch 1943 in Königsberg vorhanden war: vgl. S. 242 [aber nicht „Drei-Kronen-Loge“], 281, Anm. 334; 285 f., Anm. 360.

⁸¹ Johannes Heydeck: Die Grabstätte Kants, in: Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg in Pr. im 36. Vereinsjahre 1879–1880, S. 119–122, hier S. 122.

P. Dr. Klemens Wieser OT (1924–2003)

Am 11. Januar 1924 wurde er als Karl Wieser in eine kinderreiche Bauernfamilie im Südtiroler Jaufental geboren. Eine große Familie konnte der Hof nicht ernähren, noch dazu in einer für Südtirol, das seit wenigen Jahren zu Italien gehörte, schwierigen Zeit. Er fand, wie auch eine jüngere Schwester, bald den Weg zum Deutschen Orden, in dem er die übliche Entwicklung der Priesterausbildung nahm bis zum Pfarrdienst als Kaplan mit dem Schwerpunkt der Jugendarbeit. Am 29. Juni 1950 erhielt er in Brixen die Priesterweihe, am 11. Oktober 1956 legte er als P. Klemens die ewige Profeß im Orden ab.

Der Deutsche Orden war 1938 nach dem Anschluß Österreichs ans Deutsche Reich verboten, sein Archiv in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien überführt worden. Dort betreute es Paul Kletler, bekannt als Archivar und Siegelspezialist. Ab 1947 konnte die Reorganisation des Deutschen Ordens in Österreich erfolgen, 1948 wurde der bisherige Erste Generalrat und Archivar des Ordens, P. Dr. Marian Tumler, zum Hochmeister gewählt. Seine Sorge galt auch dem rückgeführten Archiv, und er bestellte Kletler, der wegen seines Engagements unter den Nationalsozialisten den Archivdienst hatte verlassen müssen, zum Leiter des Deutschordenszentralarchivs. Nachdem P. Klemens zum Dr. theol. promoviert hatte, holte der Hochmeister ihn als Mitarbeiter und möglichen Nachfolger Kletlers nach Wien, wo er das Institut für Österreichische Geschichtsforschung besuchte, die Ausbildungsstätte u. a. für Archivare; seinen dortigen Lehrer Leo Santifaller, ebenfalls Südtiroler, hat er stets hoch verehrt. Nach dem altersbedingten Ausscheiden Kletlers übernahm P. Klemens gut vorbereitet die Leitung des Archivs.

Das Deutschordenszentralarchiv führte ein bescheidenes Dasein, auch im Bewußtsein der Wissenschaftler. Daher sah P. Klemens seine Aufgabe darin, die Bestände besser zu erschließen und bekannter zu machen. Nachdem Tumler die Urkunden in einem monumentalen Findbuch erschlossen hatte, widmete sich P. Klemens den Aktenabteilungen, für die er neue Findbücher erstellte; sie sind bis heute die entscheidenden Findbehelfe, trotz ihrer arbeitszeitbedingten Knappheit: Das Archiv war ein Einmann-Betrieb. Diese Bestände galt es dann bekannter zu machen, sowohl in Österreich mit einem durchaus erfolgreichen Versuch der Anwerbung von Doktoranden als auch für die Bundesrepublik Deutschland bei wissenschaftlichen Institutionen, die Interesse an den Beständen haben sollten, die ihre Arbeitsbereiche betreffen. P. Klemens stellte sie in Vorträgen vor und erarbeitete Findbucheditionen für deutsche Wissenschaftsinstitutionen (z. B. „Die Bedeutung des Zentralarchivs des Deutschen Ordens für die Geschichte Schlesiens und Mährens“, 1967).

Auf diesem Wege kam er auch in Verbindung zu unserer Kommission, deren Mitglieder mit wenigen Ausnahmen (Karl Heinrich Lampe, bereits vor dem Kriege mit Tumler befreundet; Erich Weise, für die Edition der „Staatsverträge des Deutschen Ordens“; Kurt Forstreuter, für sein Buch „Der Deutsche Orden am Mittelmeer“; Hans Koeppen, für das „Preußische Urkundenbuch“) das Archiv nicht kannten. Erich Keyser als Vorsitzender der Kommission lud P. Klemens 1962 zu einer Kommissions-

tagung nach Göttingen zur Vorstellung des Archivs ein. Ein Priester des Deutschen Ordens im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz hinterließ einen erheblichen Eindruck bei den Ost- und Westpreußen (vgl. das Tagungsfoto in „75 Jahre Historische Kommission“, hg. v. B. Jähnig, 1999, S. 141) – der emotionale Faktor einer plötzlich lebendig werdenden Mittelaltertradition, die die Preußen sonst nur steingeworden aus den Burgen kannten, war enorm. Der Vortrag wurde gleich im ersten Heft unserer neugegründeten Zeitschrift „Preußenland“ 1963 gedruckt, P. Klemens – obwohl Ausländer – 1964 zum Ordentlichen Mitglied gewählt.

1966 gründete P. Klemens die „Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens“, in welcher Reihe bereits 1967 Kurt Forstreuters „Der Deutsche Orden am Mittelmeer“ erschien; in der im selben Jahr von P. Klemens herausgegebenen Festschrift für Hochmeister Marian Tumler stammten von 37 Beiträgen allein 16 aus der Feder von Kommissionsmitgliedern. Zur selben Zeit war schon Karl Heinrich Lampes „Bibliographie des Deutschen Ordens bis 1959“ für die Reihe vorgesehen (erschien 1975) und bereitete P. Klemens die Findbücher des Archivs für die Aktenabteilungen Preußen und Livland zum Druck vor, die in 2 Bänden 1969 und 1972 erscheinen konnten („Nordosteuropa und der Deutsche Orden“) und sehr viel Material zu den neuzzeitlichen Rekonstruktionsversuchen des Ordens auf jene Länder, u. a. auch im Umfeld der preußischen Königskrönung 1701, bieten.

1968 mußte P. Klemens aus gesundheitlichen Gründen das Archiv verlassen, das nach einem kurzen Interludium durch mich – ich kannte P. Klemens von den Kommissions-tagungen seit 1962 und durch meine Arbeit im Archiv für meine Dissertation – von P. Dr. Bernhard Demel OT übernommen wurde. P. Klemens, der während seiner Zeit in Wien stets auch Gottesdienste in der Ordenskirche in der Singerstraße hielt, widmete sich immer stärker der Seelsorge, zuerst als Kaplan in Bonn in der Pfarre Dietkirchen und in Köln im Deutschordenswohnstift Konrad Adenauer, wo wir engen Kontakt hatten, dann als Krankenhausseelsorger im Deutschordensspital Friesach in Kärnten sowie als Pfarrverweser zweier benachbarter Pfarren. Dafür wurde ihm der Titel eines Bischöflichen Geistlichen Rats der Diözese Gurk-Klagenfurt verliehen. Schließlich lebte er als Kaplan in der Deutschordenspfarre Gumpoldskirchen bei Wien. Dort feierte er am 29. Juni 2000 sein Goldenes Priesterjubiläum. Er konnte krankheits- und unfallbedingt nicht mehr wissenschaftlich arbeiten, interessierte sich jedoch für unsere Arbeiten bis zum Schluß. Am 9. Juli 2003 starb er im 80. Lebensjahr in Gumpoldskirchen und wurde in der Priestergruft des Deutschen Ordens in Friesach beigesetzt.

P. Klemens war als Priester wie als Archivar ein ausgesprochen fröhlicher, lebenswürdiger und hilfsbereiter Mensch, ein treuer Freund, und eng mit seiner Heimat Südtirol und seiner dortigen Familie verbunden. An allen Wirkungsstätten hat er sich hohe Achtung erworben. Wer ihn kannte, wird ihn gerne in Erinnerung behalten.

Udo Arnold

Buchbesprechungen

Kristjan Toomaspoeg (avec la collaboration d'Anliese Nef): *Histoire des Chevaliers Teutoniques*. Paris, Flammarion, 2001, 201 S.

Wenn die an Mediävistik interessierte französische Öffentlichkeit ihren Blick nicht nur über den Rhein, sondern sogar über die Oder hinaus zu richten beginnt, ist dies sicherlich diesem längst überfälligen Taschenbuch mit zu verdanken. T. gliedert seinen Überblick der Geschichte des Deutschen Ordens von den Anfängen bis zur Gegenwart in elf Kapitel. In sie führt er ein, indem er daran erinnert, daß die Ordensgeschichte v.a. im 20. Jh. auch zum großen Schaden des Deutschen Ordens selber ideologisch mißbraucht wurde. Den Anfängen des Ordens widmet er die ersten drei Kapitel, die er mit „Von der Pflege zum Kampf: Die Gründung des Deutschen Ordens“, „Das Palästina-Abenteuer“ und „Jeder an seinem Platz: Die Hierarchie des Deutschen Ordens“ griffig betitelt. Daß er sich hierbei besonders breit auf die profunden Monographien von Klaus Militzer über die Entstehung der Balleien und auf „Von Akkon zur Marienburg“ stützen konnte, erkennt er ausdrücklich an. Neues und damit Weiterführendes ist im Kapitel über den „Mittelmeerischen Kornspeicher“ enthalten, das T. auf den Abschnitt über die Kultur des Deutschen Ordens folgen läßt. Dort hat er nämlich die reiche Ernte eigener Forschungen vornehmlich über den Ordensbesitz in Palermo im besonderen und im nachnormannischen Königreich beider Sizilien im allgemeinen einfahren können. Preußen vor der Ankunft des Ordens bis zur Zeit der Niederschlagung des letzten Prußenaufstandes im Jahre 1283 behandelt der Vf. im siebenten Kapitel. Wichtig für den französischsprachigen Leserkreis dürfte dabei sein, daß er mit der Mär vom prußischen Völkermord durch den Orden aufräumt. Freilich ist es zu bedauern, daß T. bei der Behandlung der Wirtschaft die bereits 1993 erschienene grundlegende Arbeit von Jürgen Sarnowsky über die Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens in Preußen nicht herangezogen hat. Unschärf ist die Überschrift des achten Kapitels mit „L'Ordre de Livonie“ formuliert, denn einen „Livländischen Orden“ hat es strictu sensu nie gegeben. Es gab den Schwertbrüderorden, dessen Überlebende sich nach der vernichtenden Niederlage gegen die Litauer bei Saule vom Jahre 1236 dem Deutschen Orden angeschlossen hatten, und den livländischen Zweig des Deutschen Ordens, der in das Erbe der Schwertbrüder eingetreten ist. Diesen Sachverhalt schildert allerdings T. seinen Lesern. In dem Zusammenhang kolportiert er auch die Hypothese vom wasserscheuen deutschen Bauern, der den Seeweg fürchtete und sich so für eine Siedlung in Livland nicht gewinnen ließ. Das weitgehende Fehlen deutscher Bauernsiedler läßt sich nach Meinung des Rez. möglicherweise auf eine von den Schwertbrüdern übernommene strategische Überlegung zurückführen, die im Gegensatz zu Preußen mit einem rechtlich privilegierten Bauerntum deutscher Prägung in Livland mehr Nach- als Vorteile verband. Statt dessen setzten der Orden und die anderen geistlichen Landesherren in Livland auf Vasallen vornehmlich westfälischer Herkunft, die sie in Scharen ins Land riefen und die mit den einheimischen Großbauerngeschlechtern zum deutschbaltischen Adel verschmolzen.

Im neunten Kapitel mit der Überschrift „Westeuropa: eine Erinnerung an das Heilige Land“ beschreibt der Vf. vor allem in Anlehnung an Werner Paravicinis Preußenreisen die Geschichte der Kreuzzüge als Geschichte der Begegnungen der mittel-, west- und südeuropäischen Adelsgesellschaften. Im zehnten Kapitel behandelt T. die Phase des Niederganges des Deutschen Ordens. Daß er dabei vor allem den politischen Abstieg des Ordens vor Augen hatte, zeigt die Wahl des Zeitraums (1410–1525) an, denn die ökonomische Kraft wurde erst mit dem Abfall der Stände im Jahre 1454 gebrochen. Das Bemühen um Selbsterneuerung beschreibt der Vf. v.a. am Beispiel der gescheiterten Verpflanzung des Ordens an die ungarische Türkenfront. Durch die starke Betonung der moskowitzischen Bedrohung Livlands blendet T. jedoch weitgehend die erfolgversprechenden Reformansätze in Livland aus. Sie wurden – wie v.a. die umfangreichen Quellenschließungen von Stefan Hartmann belegen – Opfer des moralischen und sittlichen Verfalls der Führungsschicht im livländischen Ordenszweig. Obwohl das letzte Kapitel mit „Verschwinden und Wiedergeburt: die Neuzeit“ überschrieben ist, verschweigt T. auch hierbei keineswegs die

eigentlichen Sachverhalte, nämlich daß der Deutsche Orden trotz des Untergangs seiner Staatswesen in Preußen (1525) und in Livland (1561) im Reich fortbestand und bis heute – allerdings ohne militärische Komponente – weiter blüht. Eine Zusammenfassung, eine Zeittafel, ein bibliographisches Verzeichnis, dem eine Charakterisierung der wichtigsten Einrichtungen zur Erforschung des Deutschen Ordens vorausgeht, ein Namen- sowie ein Inhaltsverzeichnis beschließen das Bändchen.

Der Vf. hat sich der sehr schwierigen Aufgabe gestellt, einen gut verständlichen, aber fachlich fundierten Überblick zu schaffen. Dafür gebührt ihm unbeschadet der kritischen Bemerkungen Hochachtung, zumal er seine Aufgabe durch die genaue Schilderung der geschichtlichen Zusammenhänge und durch den fast ästhetisch zu bewertenden Schreibstil gelöst hat.

Dieter Heckmann

Ralf Päsler: *Deutschsprachige Sachliteratur im Preußenland bis 1500. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung* (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 2). Köln, Weimar, Wien 2003.

Die schon seit längerem angekündigte und an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster entstandene Dissertation von Ralf Päsler widmet sich einer Thematik, die eine Lücke im Bereich von Schriftlichkeit, Literatur sowie Buch- und Bibliothekswesen schließt¹. Der Autor, einem breiten Publikum bereits durch seinen Katalog der mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften der ehemaligen Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg² bekannt, unternimmt den Versuch, eine Literaturgeschichte des Preußenlandes zu schreiben.

Die Dissertation umfaßt acht Kapitel. Kapitel 1, die Einleitung, fällt mit 32 Seiten insgesamt recht üppig aus. Hier werden zu Beginn grundlegende Definitionen vorgenommen, so daß der Umfang seine Berechtigung hat. Bislang hat die Forschung beim Begriff Deutschordensliteratur im wesentlichen auf die Definition von Gerhard Eis zurückgegriffen. Daß dies problematisch ist, hatte sich schon seit langem gezeigt, denn es gibt in der Frage einen Unterschied, ob es sich um Literatur des Deutschen Ordens oder im Deutschen Orden handelt. Schwierigkeiten ergaben sich bisher auch an der fast automatischen Gleichsetzung von ‚Deutscher Orden‘ und ‚Preußenland‘. Ausgehend von der Schlüsselstellung, die der Deutsche Orden als Landesherr einnahm, gibt Päsler deshalb eine räumliche, zeitliche und thematische Eingrenzung des Arbeitsgebietes. Räumlich gesehen, bedeutet dies eine Definition des Preußenlandes; zeitlich wird die Grenze mit dem Beginn des Druckzeitalters Ende des 15. Jahrhunderts, welches mit den Offizinen auf der Marienburg 1492 und in Danzig 1499 in der Tat erst sehr spät beginnt, gesetzt. P. grenzt die deutschsprachige Sachliteratur insofern ein, als er auf die theologische Literatur zugunsten der inzwischen erschienenen Habilitation von Arno Mentzel-Reuters verzichtet, die allerdings gleichfalls keinen Schwerpunkt im theologischen Bereich besitzt³. Der Vf. schließt das Kapitel mit einer Definition der preußischen Sachliteratur ab, die er in einer Einteilung in neun Sachgruppen (Glaube, Bibel, *natura*- und *mundus*-Wissen, Medizin, Geographie, Geschichte, Rechtswissen, Antike-Wissen und Artes-Wissen), also in Wissenskreise, spezifiziert.

¹ Die Arbeit wurde von Prof. Dr. Uwe Meves, Münster, sowie von Prof. Dr. Eckhard Grunewald, Oldenburg, betreut.

² Ralf Päsler: Katalog der mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften der ehemaligen Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg nebst Beschreibungen der mittelalterlichen deutschsprachigen Fragmente des ehemaligen Staatsarchivs Königsberg auf der Grundlage der Vorarbeiten Ludwig Deneckes (Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur und Geschichte, 15). Oldenburg 2000.

³ Arno Mentzel-Reuters: *Arma spiritualia*. Bibliotheken, Bücher und Bildung im Deutschen Orden (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, 47). Wiesbaden 2003.

Das 2. Kapitel beinhaltet das geistige Leben im Preußenland. Es wird unterteilt in Bildungsgeschichte sowie Buch- und Bibliothekswesen. Während der Bereich der höheren Bildung nach wie vor durch das Scheitern der Installation einer Universität in Kulm beherrscht wird, ist der Zugang zum Buch- und Bibliothekswesen ein anderer. P. unterscheidet in der preußischen Bibliothekslandschaft drei Bibliothekstypen: Bibliotheken des Deutschen Ordens, Bibliotheken der Geistlichkeit und Klosterbibliotheken, die im folgenden mit zuzuordnenden Handschriften genauer aufgelistet werden. Der Rekonstruktionsversuch der Bibliothek des samländischen Domkapitels zeigt hier zwar die Möglichkeiten auf, doch war diese Sammlung in ihrer Größe sicherlich nicht repräsentativ für die Mehrheit der Ordensbibliotheken im weitesten Sinne. Zur Buchproduktion bzw. zu den Skriptorien lassen sich leider immer noch keine neuen Forschungsarbeiten ankündigen, die Abhilfe bei diesem Desiderat schaffen könnten.

Kapitel 3 ist den Quellenverzeichnissen der deutschsprachigen Sachliteratur gewidmet. Im 1. Teil ist ein alphabetisches Handschriftenverzeichnis nach heutigen Aufbewahrungsorten erstellt worden, das mit Kurzbeschreibungen der jeweiligen Handschriften einhergeht. Unter diesen fallen eine ganze Reihe ‚besonderer‘ Handschriften auf. Dazu zählt neben dem Kochbuch (S. 95, ehem. Signatur: Staatsarchiv Königsberg, LXXII,72; heutige Signatur: GStA Berlin, XX. HA., OBA 18384) die aus der Elbinger Stadtbibliothek überlieferte (heute verschollene) und aus Schlesien stammende medizinische, lateinisch-deutsche Sammelhandschrift (S. 145–148, ehem. Signatur: F 10). Seit den Forschungen von Gundolf Keil ist bekanntlich die Bedeutung Schlesiens in der mittelalterlichen Medizingeschichte in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, zumindest in den der germanistischen Forschung. Gerade bei den Texten des Siegmund Albicus ist noch vieles in der Schwebe, ebenso sind abschließende Resultate zu den Pestregimina noch nicht in Sicht, wenngleich hier die jüngst vorgetragenen Forschungsergebnisse von Bernhard Schnell die zukünftige Richtung vorgeben.

Der 2. Teil besteht aus dem Textrepertorium, das hauptsächlich aus ‚sicher dem Preußenland zuzuweisenden Texten‘ besteht. Dieser Katalogteil lehnt sich an die bewährte Art der Beschreibungen an, die der Vf. bereits für seinen Königsberger Katalog gewählt hat. Für die Rezeption der Handschriften erscheint diese Darstellungsform durchaus ausreichend, zumal für ihre Erstellung oftmals auf die jahrzehntealten und teilweise schwer handhabbaren Beschreibungen des HSA zurückgegriffen werden mußte. Kleinere Begriffszweideutigkeiten wie bspw. die Verwendung von Lagenstruktur-Lagenformel-Lagenstrukturformel vermögen diesen Gesamteindruck keineswegs zu trüben. Von den insgesamt 114 beschriebenen Handschriften dieses Teiles sind 21 datiert, der zeitliche Schwerpunkt der Codices liegt im 15. Jahrhundert. Beides erscheint vor dem Hintergrund der Schriftkultur in Preußenland wenig überraschend.

Bei Kapitel 4 handelt es sich quantitativ um den Hauptteil, die Untersuchungen zu den Rechtsbüchern, zur Geschichtsschreibung sowie zur Artesliteratur. Vor allem in den beiden ersten Bereichen finden sich die meisten Handschriften, während die Artes quantitativ eher am Rande Erwähnung finden. Ein m.E. interessanter Aspekt findet sich bei dem Kapitel Humanmedizin (Kap. 4.3.3.), das primär Prognostiken und Rezeptare umfaßt. Natürlich ist das medizinische Schrifttum hauptsächlich lateinisch, deutsche Übersetzungen und charakteristische Texte finden sich erst relativ spät in Form von Arzneibüchern und ähnlichem. Dennoch ist es ein überraschender Umstand, daß sich für die SUB Königsberg nur eine einzige deutsche Handschrift (Hs 131) nachweisen läßt. Da das Medizinalwesen in Preußen gut entwickelt war, scheint bei diesen Codices der Schwund offensichtlich besonders groß gewesen zu sein, was angesichts des Gebrauchsbuch-Charakters nicht weiter verwundert. Bezüglich der Darstellungen sei an dieser Stelle erwähnt, daß hier bspw. die Abb. 1, das Stemma der Elbinger Handschriften des ‚Lübischen Rechts‘, für den Benutzer wenig übersichtlich ist.

Das 5. Kapitel faßt die Ergebnisse zusammen, im 6. Kapitel schließlich finden sich die gesamten Anhänge, wozu Auszüge aus Bibliothekskatalogen des Deutschen Ordens gehören. Die Aufführung der deutschen Bücher in verschiedenen Konventen ist sicher sehr hilfreich, um einen ersten Eindruck über die vorhandenen Texte zu gewinnen. Schwierig wird es freilich bei der Identifizierung dieser Texte, so könnte es sich bei den im Glockenamt der Marienburg 1394 und 1398 ge-

nannten *dyalogorum* um eine Übersetzung der Dialoge Gregors des Großen handeln. Ganz zum Schluß werden Literatur und Register aufgelistet.

Zweifelsohne ist es ein Gewinn für die Forschung, daß mit der vorliegenden Arbeit ein Überblick über die vorhandenen Handschriften mit ihren thematischen Schwerpunkten gedruckt vorliegt. Deutlich werden hier die Themenbereiche herausgearbeitet, bei denen noch Handlungsbedarf besteht. Gewiß werden neue Diskussionen angestoßen, insbesondere wenn es um die Aussagefähigkeit von Bibliothekskatalogen und Bücherverzeichnissen geht. *Anette Löffler*

Ulrich Müller: Johann Lohmüller und seine livländische Chronik „Warhaftig Histori“. Biographie des Autors, Interpretation und Edition des Werkes (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 10). Lüneburg, Verlag des Nordostdeutschen Kulturwerks, 2001, 352 S.

Für jeden, der sich mit der Einführung der Reformation in Riga und allgemein in Altlivland bis in alle Einzelheiten beschäftigen möchte, gehört diese Quellenedition ebenso zur Pflichtlektüre wie die Regesten aus der Abteilung Livland des Herzoglich Preußischen Briefarchivs, die der Bearb. und nach ihm Stefan Hartmann ab dem Berichtsjahr 1525 vorgelegt haben¹. Die Edition ist die Druckfassung der zweiten Dissertation des Bearb.² Sie geht, wie er in seinem Vorwort schreibt, auf eine Anregung des Direktors des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz a.D., Dr. Friedrich Benninghoven, zurück.

Die Edition selbst folgt auf einen umfangreichen Einführungsteil. M. möchte anhand der Biographie des Rigaer Ratsyndikus' und späteren herzoglich-preußischen Rates Lohmüller einen „Akteur der Reformation aus der zweiten Reihe“ vorstellen, der den Kontakt Luthers zu Livland maßgeblich beeinflusste und so Anteil an der Einführung der Reformation in Nordosteuropa hatte (S. 13). Diesem Ansatz folgt die Darbietung der Quellenlage und des bisherigen Forschungsstandes. Vor den anschließenden Lebenslauf Lohmüllers hat der Bearb. zur raschen Orientierung eine Zeittafel vorgeschaltet. Vom Lebenslauf abgesetzt sind die Darstellungen von Lohmüllers beruflich-politischer und literarischer Tätigkeit. Die beruflich-politische Tätigkeitsbeschreibung faßt M. unter der Überschrift „Förderung der Reformation“ zusammen. Sie umfaßt den Beginn und die Ausbreitung der Reformation in Livland seit Herbst 1521, den Übertritt Lohmüllers ins evangelische Lager, sein Briefwechsel mit Luther und seine Unterstützung der Reformation in Livland, die er sich aus dem ersten evangelischen Territorialstaat, dem benachbarten Herzogtum Preußen, hauptsächlich in der Gestalt des Königsberger Stadtpredigers Dr. Johannes Briesmann sicherte. Die literarische Tätigkeit Lohmüllers stellt der Bearb. zuerst anhand seiner Sprache und Redensarten und dann mittels seines Schrifttums vor. Darin ist die „Warhaftig Histori“ eingebettet. Bevor M. sie in den Rahmen der livländischen Chronistik bis zum Ende des 16. Jahrhunderts

¹ Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1525–1534). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Ulrich Müller (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 41). Köln, Weimar, Wien 1996; Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1534–1540). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Stefan Hartmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 49). Köln, Weimar, Wien 1999; Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1540–1551). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Stefan Hartmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 54). Köln, Weimar, Wien 2002; Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1551–1557). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, bearb. von Stefan Hartmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 56). Köln, Weimar, Wien 2005.

² Seine erste Diss. ist erschienen unter dem Titel „Das Geleit im Ordensland Preußen“ (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 1), Köln, Weimar, Wien 1991.

einordnet, vermittelt er einen knappen, aber nützlichen Überblick über die bisherigen Werke seines Gewährsmannes. Danach stellt der Bearb. den Inhalt der „Warhaftig Histori“ als eine gegen den Deutschen Orden gerichtete Kampfschrift vor, die er nach den Vorgaben des Vfs. zeitlich gliedert und bewertet. Dabei gelingt es dem Bearb. überzeugend nachzuweisen, daß Lohmüller vor allem durch Verdrehung von Fakten, geschickte Auslassungen und Verharmlosung der Taten der Ordensgegner bei Überbetonung der Gewalttaten des Ordens die Geschichte in seinem Sinne umdeutete. Den eigentlichen Editionsteil leitet M. mit der Beschreibung seiner Editionsgrundsätze ein. Es folgt die Abschrift der „Warhaftig Histori“. Ihre stichpunktartige Überprüfung an der Vorlage ergab, daß der Bearb. sehr sorgfältig abgeschrieben hat. Diese Aussage gilt auch für die Begleittexte und ihre Anlagen, einen Brief Lohmüllers an den samländischen Bischof Georg von Polentz zur Reformation aus dem Jahre 1525 und eine Flugschrift über die Freiheiten der Stadt Riga, die M. ins Jahr 1531 datiert. Verzeichnisse der ungedruckten und gedruckten Quellen sowie ein Orts- und Personenregister runden die gut aufbereitete Edition ab. *Dieter Heckmann*

Matthaeus Praetorius/Matas Pretorijus: Deliciae Prussicae oder Preußische Schaubühne/Prūsijos Įdomybės arba Prūsijos Regykla, Bd. 1. Syllabus Deliciarum Prussicarum, 1. Buch: Onomasia Prussiae/Prūsijos Įdomybių Santrauka, Prūsijos Onomasija, hg. v. Ingė Lukšaitė, Vilija Gerulaitienė. Vilnius, Predai, 1999. 739 S.

Matthaeus Praetorius/Matas Pretorijus: Deliciae Prussicae oder Preußische Schaubühne/Prūsijos Įdomybės arba Prūsijos Regykla, Bd. 2, 2. Buch: Demologia Prussiae/Prūsijos Demologija, 3. Buch: Topographia Prussiae/Prūsijos Topografija, hg. v. Ingė Lukšaitė mit and. Vilnius, Leidykla, 2004. 883 S.

Das Preußische Staatsarchiv Königsberg hat in seiner Handschriftenabteilung unter der Signatur Msc A 13 2^o eine Handschrift des Hauptwerks von Matthaeus Praetorius (um 1635–1704) „Deliciae Prussiae oder Preußische Schaubühne“ besessen, die übrigens das Königliche Archiv, später Geheime Staatsarchiv in Berlin von 1703 bis 1866 ‚ausgeliehen‘ hatte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gelangte die Handschrift in die Universitätsbibliothek Wilna. Weitere zeitgenössische Abschriften besitzen heute die Akademiebibliotheken in Danzig und Wilna. Nachdem William Pierson bald nach der Rückkehr der Haupthandschrift aus Berlin eine Teiledition veranstaltet hatte (1871), ist nun auf eine vollständige Edition hinzuweisen, die die führende litauische Reformationshistorikerin Ingė Lukšaitė mit anderen Kolleginnen durchgeführt hat, wobei sie dem deutschen Urtext eine moderne litauische Übersetzung im Paralleldruck gegenübergestellt hat. Beiden Bänden vorangestellt sind längere Einleitungen der Herausgeberin, in denen Leben und Werk des Verfassers sowie die Editionsgrundsätze dargelegt werden. Auch diese Texte sind zweisprachig. Nach einer Benutzung des Kulmer Diözesanarchivs in Pelplin konnte Praetorius' Leben nach seiner Konversion in Pommerellen in Band 2 eingehender dargestellt werden. Indizes beschließen jeden Band. *Bernhart Jähnig*

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35305 Grünberg

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 43/2005

ISSN 0032-7972

Nr. 2

INHALT

Bernhart Jähnig, 750 Jahre Königsberg, S. 49 – *Horst Dauer*, Der Landsitz des Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau (1700–1751) in Ostpreußen, S. 55 – *Stefan Samerski*, Prof. Dr. Dr. Bernhard Stasiewski (1905–1995), S. 77.

750 Jahre Königsberg

Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung vom 27. bis 29. Mai 2005 in Göttingen

Von *Bernhart Jähnig*

Die Anfänge von Burg und Stadt Königsberg im Jahre 1255 waren Anlaß für die Historische Kommission, ihre Jahrestagung der 750jährigen Geschichte ihrer Gründungsstadt zu widmen. Vor rund 50 Teilnehmern eröffnete der Vorsitzende die Tagung und erinnerte an die Bedeutung, die Göttingen in der Vergangenheit für die Arbeit der Kommission gehabt hatte. Da ergänzend zu den vom Vorstand geplanten Vortragsthemen sich eine Reihe von Kollegen mit weiteren Themen angeboten hatte, war ein sehr dichtes Programm mit 16 Vorträgen entstanden, das dank der Disziplin aller Beteiligten gut bewältigt wurde.

Im Eröffnungsvortrag führte Dieter Heckmann, Berlin, über „Königsbergs Wandel vom preußischen Außenposten zum Mittelpunkt (1255–1466)“¹ aus, daß im Jahre 1255 Deutschordensbrüder auf dem Tuwangstehügel in verkehrsgünstiger Lage die Schutz- und Trutzburg Königsberg anlegten, die ihren Namen zu Ehren König Ottokars II. von Böhmen erhielt, der wesentlich zur materiellen Erstausrüstung beigetragen hatte. Die Burg entwickelte sich bald zur Keimzelle für die Altstadt, den Löbenicht und den Kneiphof sowie für das Bistum Samland. Zum Aufblühen der städtischen Siedlungen nach der Niederschlagung der letzten heidnischen Widerstände leistete das Marschallamt des Deutschen Ordens einen erheblichen Beitrag, denn die Königsberger Burg war das logistische Zentrum für die bis ins frühe 15. Jahrhundert andauernden Kreuzzüge des europäischen Adels gegen die heidnischen Prußen und Litauer. Mit der

¹ Diese und die folgenden Zusammenfassungen beruhen zumeist auf den Angaben der Redner.

Kathedrale (Dom), die bald nach 1330 auf der Insel Kneiphof entstand, wurde Königsberg geistiger und kultureller Mittelpunkt im nordöstlichen Preußenland. Nach Beendigung der Kreuzzüge gelang es den drei Städten im Verlauf des 15. Jahrhunderts, sich stetig größer werdende Anteile am Handel mit Litauen zu sichern. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Zusammensetzung der städtischen Einwohnerschaft.

Anschließend stellte Grischa Vercamer, Berlin, einen Ausschnitt seiner werdenden Dissertation vor, indem er über die „Siedlungsentwicklung in der Komturei Königsberg am Beispiel der Familie Perbandt zur Zeit des Deutschen Ordens“ sprach. Er begann mit der Feststellung, daß der Deutsche Orden im Samland als einem Teil der Komturei Königsberg auf eine kompakte preußische Besiedlung stieß. Die Siedlungsentwicklung ließ sich gut am Beispiel einer preußischen Familie verdeutlichen, die in der frühen Neuzeit zu den Adeligen der Region gezählt wurde. Die Perbandts zeigten bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts deutliche Adelskennzeichen. Sie traten als Lokatoren auf, sie verfügten über umfangreiche Landbesitzungen, deren Zins-einkünfte ihnen schließlich sogar das Stiften und Ausstatten einer Vikarie erlaubten, und spielten in der politischen Landschaft eine erhebliche Rolle.

Radosław Biskup, Thorn/Toruń, berichtete aus seiner inzwischen abgeschlossenen Dissertation und sprach über Königsberg als Sitz des samländischen Domkapitels. Dieses, das zum ersten Mal 1285, endgültig 1294 gegründet wurde, spielte im religiösen Leben die entscheidende Rolle. Durch die Übertragung des Patronats an der altstädtischen Pfarrkirche St. Nikolaus gewannen die Domherren ihren festen Sitz. Als Hochmeister Luther von Braunschweig den Dom als Kneiphof-Pfarrkirche unter dem Patronat der Domherren stiftete, stärkte das die Stellung des Domkapitels in der Stadt. Für das Domkapitel sind während seines Bestehens von 1285 bis 1525 131 Kanoniker nachweisbar. Es bewahrte seine Stellung in Königsberg bis zur Reformation.

Es folgten drei Vorträge zur mittelalterlich-frühneuzeitlichen Architekturgeschichte. Es begann Tomasz Torbus, Leipzig, indem er auf dem Hintergrund seines umfangreichen Werkes über die Konventsburgen des Deutschen Ordens nunmehr über die Anfänge der Königsberger Burg berichtete. Er befaßte sich mit der Rekonstruktion dieser Ordensburg in Anlehnung an die bisher einzige Baumonographie von Friedrich Lahrs (1956). Einmalig in der Mitte der Vorburg und ohne von innen durch Graben getrennt war das Konventshaus ein langgezogenes Rechteck mit drei oder vier ausgebauten Flügeln. Es ist etwa in die Jahre 1270–1312 zu datieren und gehört zusammen mit Elbing, Marienburg I, Brandenburg und Lochstedt zum Bautypus der sogenannten Haffburgen. Weiterhin wurden der monumentale Ausbau der Vorburg zum Marschallsitz seit 1312 und der Hochmeisterresidenz nach 1457 mit Firmarie, Marschallbau und Annenkapelle behandelt.

Anschließend gab Wulf Wagner, Berlin, eine Zusammenfassung seiner fast abgeschlossenen Dissertation über das Königsberger Schloß von der Herzogszeit bis zum Baustop des Barockflügels im Jahre 1713. Anhand neuer Forschungen konnte er nachweisen, daß vor allem im 17. Jahrhundert unter dem Großen Kurfürsten umfangreiche Baumaßnahmen, frühe Beispiele des niederländischen Barock, durchgeführt wurden. Auch für den Barockbau unter Friedrich I. konnte der Redner erstmals den Bauvor-

gang detailliert beschreiben und dabei auf Veränderungen der Planungen hinweisen, die – ähnlich wie beim Berliner Schloß unter Schlüter – auf ein Turmunglück zurückzuführen waren.

Christofer Herrmann, Allenstein/Olsztyn, ging daraufhin auf die Anfänge des Königsberger Dombaus ein. Nachdem in Fischhausen (Schonewik) und der Königsberger Altstadt erste, architektonisch bescheidene Vorgängerbauten errichtet worden waren, begann 1327 der Neubau des Königsberger Doms auf der Insel Kneiphof. Der erste Plan sah einen wehrhaften Sakralbau vor, von dem die Ostwand des Chors auch vollendet wurde. Nach einem Einspruch des Deutschen Ordens wurde der Dom nach 1333 ohne wehrhafte Elemente fortgesetzt. Er erfolgten danach noch mehrere Planwechsel, bis der Bau um 1360 vollendet war.

Eine lebhafte Diskussion rief Stefan Jaster, Hannover/Görlitz, hervor, der das Kernstück seiner inzwischen abgeschlossenen medizinhistorischen Dissertation vorstellte, indem er über „Die psychiatrische Krankheit Herzog Albrecht Friedrichs – Neue Fakten und Erkenntnisse“ sprach. Er kam zu der Feststellung, daß nach einer Durchmusterung umfangreicher Aktenbestände die sogenannte Krankheit des jungen Herzogs als konstruiert angesehen werden könne, wobei die Verhaltensmuster durchaus als Sinn- und Lebenskrise Herzog Albrecht Friedrichs interpretiert werden können. Im Rahmen eines politischen Ränkespiels um die Macht im Herzogtum zwischen Räten, Ständen und Georg Friedrich gewann dieser durch Zahlung erheblicher Gelder an den polnischen König, aber auch an die preußischen Adeligen die Kuratel, weil er durch Auftragsgutachten der von ihm besoldeten Ärzte Albrecht Friedrich für unheilbar krank erklären ließ und nur diese Meinung öffentlich bekannt machte.

Es folgten vier kulturgeschichtliche Beiträge zur frühen Neuzeit Königsbergs. Zunächst stellte Bernhart Jähmig, Berlin, die Königsberger Gesellschaft im Spiegel der Gelegenheitsmusiken von Johannes Stobäus (1580–1646) vor, indem er die Titelblätter von sechs Stimmbüchern aus der Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek auswertete, um die örtliche und vor allem soziale Herkunft der Auftraggeber zu bestimmen. Stobäus, zunächst Domkantor, die längere Zeit über Hofkapellmeister, war als Auftragnehmer für die Komposition von Musiken zu Hochzeiten, Beerdigungen und anderen Gelegenheiten sehr beliebt. Vor Gelehrten und Pfarrern waren Angehörige der Königsberger politisch und wirtschaftlich führenden Schichten zu nennen. Ähnlich war es bei den nicht wenigen Auftraggebern außerhalb der Residenzstadt. Adel und Handwerk sind kaum vertreten.

Der Schweizer Kollege Hanspeter Marti aus Engi/Glarus stellte die Projekte seiner Arbeitsstelle für Kulturwissenschaftliche Forschungen zur Albertina vor. Er berichtete über den Aufbau einer Datenbank von Königsberger Dissertationen der frühen Neuzeit (1544–1799). Den Grundstock bildeten die rund 2000 bibliographischen Einheiten des 17. Jahrhunderts, die Manfred Komorowski (Duisburg) gesammelt hat und die laufend durch zusätzliche Angaben, vor allem durch zusätzliche Standortbibliotheken ergänzt werden. Inzwischen umfaßt die Bibliographie etwa 3500 Titel, darunter auch Königsberger Dissertationen des 18. Jahrhunderts. Sie erschließt den zahlenmäßig größten Teil der frühneuzeitlichen Königsberger Buchproduktion, macht eine der

wichtigsten unterrichtsgeschichtlichen Quellengattungen besser zugänglich und leistet einen Beitrag zur preußischen Familiengeschichtsforschung.

Unter der Frage „Bibliologia in Königsberg?“ unterrichtete Renate Knoll, Münster, über Michael Lilienthals Beitrag zur europäischen Gedächtniskultur der Frühen Neuzeit. Lilienthals Briefwechsel mit dem Handschriften- und Büchersammler Zacharias Conrad von Uffenbach in den Jahren 1727–1732 zeigt den Königsberger Theologen, der um Büchertausch bemüht war, in seinen musealen und bibliophil-ästhetischen Interessen als Gelehrten im Sinne von Uffenbachs Tübinger Freund Johann Jacob Moser („Verbindung von polierter Vernunft und Öffnung der Augen durch den Geist Gottes“): „Beytrag/zu einem/Lexico/der jetztlebenden/Lutherisch= und Reformirten/Theologen“ (1740). In historischem Tiefgang wird so zwischen den gefragten Frankfurter Juden (als Antiquitäten) und den Königsberger Rabbinica ein Band sichtbar, das weitere Aufmerksamkeit verdient.

Joseph Kohnen, Luxemburg, stellte den älteren Theodor Gottlieb von Hippel (1741–1796) als Bürgermeister von Königsberg (1780–1796) vor. Nach einer knappen Charakterisierung seines literarischen Werks wurden Weg und Leistung des Königsberger Bürgermeisters als gewissenhaften Spitzenbeamten des aufgeklärten Absolutismus dargestellt. Als 1780 das Amt des Ersten Bürgermeisters neu zu besetzen war, wurde wegen des erheblichen Schlendrians in der Königsberger Stadtverwaltung auf Betreiben des Kammerpräsidenten Domhardt und des Ministers Gaudi nicht der Rangnächste, sondern der unbelastete Hippel als Nachfolger vom König eingesetzt. Es wird gezeigt, wie sich Hippel mit fester Hand gegen alle Anfeindungen in der Stadt durchsetzte. Verbesserungen führte er beim Polizeiwesen, beim Feuerlöschwesen, beim Straßenbau, im Elementarschulwesen, bei der Armenfürsorge und der Pflege öffentlicher Parkanlagen herbei. Seine verschiedenen Aufgaben nötigten ihn auch zu zahlreichen juristischen Arbeiten.

Die frühe Neuzeit wurde von einem wirtschaftsgeschichtlichen Beitrag beschlossen, indem Andrzej Groth, Danzig/Gdańsk, über den Königsberger Hafen und sein Hinterland sprach, das aus den Einzugsgebieten von Pregel und Memel bestand, während die westlichen Teile des Herzogtums Preußen auf Elbing und Danzig hin orientiert waren. Der Handelsplatz Königsberg hatte sich an der Kreuzung der Hauptverbindung zwischen Natangen und dem Samland mit dem Weg von der Ostsee pregelaufrwärts nach Litauen entwickelt. Neben den Wasserwegen hatten auch die Wege zu Lande eine größere Bedeutung. Das erste Viertel des 16. und das Ende des 18. Jahrhunderts waren die Höhepunkte des Königsberger Handels.

Angesichts des vollen Programms mußte das 19. Jahrhundert mit einem Vortrag auskommen. Heinrich Lange, Berlin, stellte „Die neugotischen Stadttore von Königsberg – Friedrich August Stülers Entwürfe im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz“ vor. Stülers Fassadenentwürfe der Jahre 1846–1860 sind erhalten, wurden jedoch in der bisherigen Fachliteratur gar nicht oder nur unzureichend berücksichtigt. Für sechs der sieben Tore im neugotisch-romantischen Stil liegen Handzeichnungen von Stüler vor. Während bisher auch für die Stadttore die nach dem Tode Stülers getroffene Bewertung der Redaktion der Zeitschrift für Bauwesen zu den Entwürfen der Architekten im allgemeinen gilt, nämlich daß es „zweifelhaft“ bleibe, „nicht nur in

welchem Umfange Stüler daran beteiligt war“, sondern auch, „ob die von ihm bearbeiteten Zeichnungen wirklich zur Ausführung gekommen sind“, erlauben die wiederentdeckten Handzeichnungen erstmals differenzierte Aussagen zum Entstehungsprozeß der Entwürfe und zum Anteil der Festungsbauingenieure, des Hofarchitekten und auch des Königs an der architektonischen Gestaltung der Tore und ihrer Ausstattung mit Bauplastik.

In das 20. Jahrhundert führte Lutz Oberdörfer, Greifswald, mit seinem Vortrag „Die ostpreußische Presse vor dem Ersten Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung außenpolitischer Berichterstattungen und Bewertungen im Vorfeld und während der Julikrise von 1914“. Er charakterisierte Königsberg mit seinen sechs Tageszeitungen als Zeitungshauptstadt Ostpreußens, daneben gab es flächendeckend für die ganze Provinz mittlere und kleine Lokalblätter. Qualitativ führend war als eine der ältesten Zeitungen Deutschlands die Königsberger Hartungsche Zeitung, die politisch linksliberale Positionen vertrat. Darüber hinaus war die Entwicklung zur Gesinnungs- bzw. Meinungspressen stark, so daß bei der Bewertung von Innen- und Außenpolitik alle wesentlichen politischen Lager mit einer eigenen Zeitung vertreten waren. Dies zeigte auch die Betrachtung der Ereignisse um die Julikrise. Auflagenstärkstes Blatt war die nationalliberale Königsberger Allgemeine.

In die Zeit nach dem Weltkrieg ging Rikako Shindo, Berlin/Kyoto, indem sie über die Aufgabengebiete des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen während der Weimarer Republik sprach. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Zuständigkeit des Oberpräsidenten im Hinblick auf die Notwendigkeit einer einheitlichen Führung in der Wirtschaftspolitik der abgetrennten Provinz erweitert. Diese Tatsache ist aus den Leitsätzen des Ostpreußenprogramms 1922 bekannt. Die innenpolitischen Hintergründe und die außenpolitischen Folgen der Zuständigkeitserweiterung wurden herausgestellt. Zum einen handelte es sich um einen politischen Machtkampf zwischen dem republikanischen Oberpräsidenten und den rechtsstehenden Kreisen um die Führung der Verwaltung der Provinz. Zum anderen nutzte Oberpräsident Siehr den ihm eingeräumten Handlungsspielraum für die Ostpolitik Deutschlands, was in der Forschung bisher nicht beachtet worden sei.

Die Vortragsfolge wurde von Bert Hoppe, Berlin, beschlossen, der unter dem Thema „Königsberg-Kaliningrad – Abbruch oder Kontinuität?“ an das Ende eines deutschen Königsberg führte. Er zeigte, daß die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert sowohl in der deutschen als auch in der sowjetischen bzw. russischen Öffentlichkeit in den letzten Jahrzehnten meist vorrangig unter einem „eindimensionalen“ Blickwinkel betrachtet wurde, indem die Zäsur von 1945/48 selten übersprungen werde. Dabei verspricht gerade ein integrierender Blick auf die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert einen wesentlichen Erkenntnisgewinn: Königsberg/Kaliningrad werde als Stadt erkennbar, an der sich beispielhaft die ethnischen Konflikte in den Grenzregionen Ostmitteleuropas ablesen lassen. Es ging um einen Diskurs, der sowohl im deutschen Königsberg als auch im sowjetischen Kaliningrad vorherrschend war, daß die Stadt die Rolle eines nationalen Vorpostens spiele, der durch aggressive Bestrebungen seiner feindlichen Nachbarn bedroht sei. Dies prägte die politische Kultur in Königsberg/

Kaliningrad im sog. „kurzen 20. Jahrhundert“ wesentlich und wurde erst mit dem Systemwechsel in Ostmitteleuropa und der endgültigen Anerkennung der Grenzen überwunden.

Aus der Mitgliederversammlung 2005 in Göttingen

Der Vorsitzende konnte 20 ordentliche Mitglieder und ein korrespondierendes Mitglied im Sitzungssaal des Hotels Eden begrüßen.

Aus dem Tätigkeitsbericht: Lieferung 2 des Bandes 5 der Altpreußischen Biographie ist in die Kalkulation gegangen. – Beim Quellen- und Arbeitsbuch „Preußen im Mittelalter“ hat Herr Freiwald die Vollendung des Beitrags Dolezel übernommen. Über das weitere Vorgehen hat der Vorstand künftig zu beschließen. – Frau Löffler bearbeitet den dritten und abschließenden Band ihrer Inventarisierung der liturgischen Pergamentfragmente des Historischen Staatsarchivs Königsberg. – Herr Sarnowsky berichtet über den Fortgang der Sammlung für das Virtuelle Preußische Urkundenbuch. – Der Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz berichtete brieflich, daß inzwischen Ulrich Kober die Fortsetzung des 7. Bandes des Preußischen Urkundenbuchs übernommen habe. – Herr Sarnowsky berichtet ferner über den Stand der auf vier Bände geplanten Edition der Schuldbücher und Rechnungen der Großschäffer des Deutschen Ordens. Der erste Band, der den Ordensfolianten 141 enthalten wird, ist im Manuskript abgeschlossen. – Herr Goltz berichtet, daß beim Preußischen Wörterbuch zuletzt durch eine Projektförderung das Manuskript abgeschlossen werden konnte und die Lieferungen 9 und 10 des 1. Bandes erschienen sind. Zwei weitere Lieferungen seien für 2005 vorgesehen. Das Wörterbucharchiv mit allen Sammlungen hat der Deutsche Sprachatlas in Marburg/Lahn übernommen. – Von der Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens hat das Herder-Institut um die Jahreswende 2004/05 die Umbruchkorrektur für das Berichtsjahr 1998 zur Durchsicht auf elektronischem Wege vorgelegt. – Als neues Arbeitsvorhaben haben Marie-Luise und Dieter Heckmann die Edition der Chronik vom „Bund und Vereinigung wider Gewalt und Unrecht“ in Angriff genommen. – In der Reihe der Tagungsberichte der Historischen Kommission ist Band 18 „Die landesgeschichtliche Bedeutung der Königsberger Königskronung von 1701“ erschienen. Von den drei weiteren Bänden, nämlich 19 „Danzig vom 15. bis 20. Jahrhundert“, 20 „Preußens erstes Provinzialarchiv“ und 21 „Migration und Integration“ sind die eingegangenen Manuskripte redaktionell bearbeitet, Band 21 wird voraussichtlich noch 2005 erscheinen und an die Mitglieder verschickt werden. Band 20 ist aus einem Kolloquium hervorgegangen, daß das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz mit der Kommission anlässlich der Gründung des Staatsarchivs Königsberg 1804 durchgeführt hatte.

Die Mitgliederversammlung wählte den Mediävisten Prof. Dr. Maksymilian Grzegorz (Thorn/Bromberg) zum korrespondierenden Mitglied. Die Kommission hat damit ein Ehrenmitglied, 75 ordentliche und 20 korrespondierende Mitglieder sowie ein förderndes Mitglied.

Die Kommission bereitet eine weitere Tagung zum Rahmenthema „750 Jahre Königsberg“ vor, die im Oktober 2005 mit der Historischen Fakultät der Kant-Universität Kaliningrad in deren Räumlichkeiten veranstaltet wird.

Die nächste Jahrestagung wird anlässlich des 150jährigen Bestehens des Historischen Vereins für Ermland in Verbindung mit diesem und weiteren polnischen Partnern in Allenstein und Frauenburg im September 2006 durchgeführt werden.

Der Landsitz des Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau (1700–1751) in Ostpreußen

Versuch einer typologischen Zuordnung

Von Horst Dauer

Im Jahre 1721 erwarb Fürst Leopold von Anhalt-Dessau im durch die Pest und Pockenepidemie 1709/1710 und 1711 teilweise verwüsteten Ostpreußen, in der Region um Insterburg und Wehlau, einige Güter mit Landbesitz in Bubainen, in Schwägerau-Wiepeninken, in Woynothen, in Metschullen und den Krug Auer. Er folgte damit der Empfehlung bzw. dem Wunsch seines Gebieters, des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713–1740), als er diesen auf der Reise jenes Jahres nach Oletzko begleitete, um an der Reform-Konferenz Preußens teilzunehmen. Diese verfolgte die Absicht, die gesamte Landes- und Justizverwaltung, welche bis dahin im Hauptamt Insterburg vereinigt war, aufzuspalten, was vom König 1723 wirklich vollzogen wurde. Die 1722 gegründete Stadt Gumbinnen wurde 1726 Sitz der Landesverwaltung, während die Justizverwaltung (als Hofgericht) in Insterburg verblieb. Auf diese, durch die Verwaltungsreform von 1722/23 verbesserte Verwaltungsorganisation mit Einrichtung von Kriegs- und Domänenkammern als territorialen Behörden ging kürzlich Günter Bayerl bei der Darlegung der industriellen Entwicklung in Preußen ein¹. Von Mai bis Juli 1721 sowie darüber hinaus bis 1724 schloss der Fürst über jene Güter Kaufkontrakte ab, die sich aufgrund alter Gläubiger oder belastender Verpflichtungen der Besitzer gegenüber der Kirche Norkitten, schwierig gestalteten. Die Kirchenvorsteher erhielten von den Bubainenschen Gütern Gelder von 1678 bis 1718 bzw. 1721. Fürst Leopold hatte die gebieterische Absicht zu verfolgen, die entsprechenden Landesteile

¹ Heinrich Silbergleit: Preußens Städte, Berlin 1908, S. 68–70, 76–78; gewisse Umwandlungen betrafen auch die Stadt Königsberg bis 1724. – Vgl. Günter Bayerl: Manufakturwesen und Industrialisierung in Preußen vom 16.–19. Jahrhundert, in: Ortstermine. Stationen Brandenburg-Preußens auf dem Weg in die moderne Welt. Teil der Gemeinsamen Landesausstellung Berlin und Brandenburg. PREUSSEN 2001, hg. vom Museumsverband des Landes Brandenburg e.V., Potsdam 2001, S. 39–62, hier S. 50. Zu den vielfältigen Maßnahmen der Verwaltungsreform des Königs im Herzogtum Preußen und Ansiedlungen entvölkerter Gebiete vgl. Hartmut Boockmann: Ostpreußen und Westpreußen (Deutsche Geschichte im Osten Europas), Berlin 2. Aufl. 1992, S. 310f. – Vgl. auch Adolf Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler in Litauen (s. unten Anm. 5).

zu besiedeln und ökonomisch zu nutzen, wie es heißt, „in Stand [zu] setzen“. Das bedeutete gleichzeitig, seinen territorialen Besitz in der preußischen Provinz zu vergrößern, obschon dies einem Lehnverhältnis zum König als Landesherr nahekam.

Vom König wurden zuvor unbesiedelte Gebiete der Insterburger Region ebenso an andere königliche Getreue wie dem Grafenhaus von Dohna und dem Grafen von Schlieben oder von Dönhoff verliehen. Mit ersterem Haus war Anhalts Dessauer Linie eng verwandt durch Einheirat seines Vaters Johann Georgs II. (1627–1693) in die dynastische Nassau-Oranier Verbindung, somit Schwager des Großen Kurfürsten. Den Landstreifen südlich der Pregel von ca. 25 km Länge und 5 km Breite zwischen Wehlau und Insterburg nannte man „Dessauische Lande“ mit den 16 Dörfern und Gütern der Herrschaft Norkitten². Westlich von Bubainen, auf dem Hochufer des Pregels, zwischen Bubainen und Schwägerau, wurde ein Schloß errichtet, mit offiziellem Hauptzugang bzw. Zufahrt vom königlichen Walde her, womit die Region um das Amt Georgenburg und Insterburg, südöstlich von Königsberg, reich gesegnet war. Auf dieser Stelle soll einst ein altertümliches Gebäude, wohl ein Festes Haus, laut Hennebergers preußischen Landtafel von 1595 gestanden haben³. Dem anhaltisch-dessauischen Schlosse war allerdings nur eine zwanzigjährige funktions- und nutzungstüchtige Existenz beschieden.

Die Quellenlage ist durch die Überlieferung des Landeshauptarchivs Sachsen-Anhalt in Dessau zum Fürstenhaus und zu seinem Besitz in Ostpreußen günstig. Allerdings gingen durch die Kriegereignisse nach 1945 die Aktenbestände des Amtsarchivs Norkitten und die Hypotheken-Akten des Königlichen Kreisgerichts zu Insterburg verloren. Jedoch konnte mit deren Kenntnis Hermann Polenz 1865 eine Chronik der in Ostpreußen gelegenen, Anhalt gehörigen Norkittenschen Güter erarbeiten und 1885 in Insterburg publizieren. Eine Ergänzung stellte Siegfried Hungerecker in einer Neubearbeitung 1998 vor⁴. Die Historie der Region um Norkitten dokumentierte und bewertete in dem Denkmälerbestand für Preußisch-Litauen Adolf Boetticher 1895, der auch die Ansicht der überlieferten Aufmaß-Zeichnung der Schlossansicht veröffentlichte, damals im Besitz des herzoglichen Forstmeisters Robitzsch im nahen Waldhausen⁵. Mit

² Hans-Joachim Schwahn: Dessauer Land in Ostpreußen, in: Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau (1676–1747). „Der Alte Dessauer“, Ausstellung zum 250. Todestag, Kat. Buch, Dessau 1997, S. 252–255.

³ Polenz/Hungerecker: Anhalt-Dessau in Ostpreußen (s. Anm. 4), S. 21, zu Pos. 33 im Dörferverzeichnis.

⁴ Hermann Polenz, Siegfried Hungerecker: Anhalt-Dessau in Ostpreußen. Zwei Beiträge (Sonderschrift des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V., Nr. 94), Hamburg 1998 (enthält Reprint der Chronik der Anhalt-Dessauischen Herrschaft Norkitten bei Insterburg von Hermann Polenz von 1885, abgeschlossen 1865, von Hungerecker neu bearbeitet.); Polenz' originaler Titel: Chronik der in Ostpreußen belegenen Sr. Hoheit dem regierenden Herzog von Anhalt gehörigen Norkittenschen Güter, Insterburg 1885.

⁵ Vgl. Adolf Boetticher: Die Bau- und Kunstdenkmäler in Ostpreußen, Heft V, Litauen, Königsberg 1895, Nachdruck Warburg 1995, S. 96–97 (mit Abb.), Bubainener Schlosslage 9 km östl. von Norkitten, die Bauzeit wird 1735/37 zurecht angegeben, von den Russen 1758/59 verbrannt. Auch die Bauzeit der Pfarrkirche von Norkitten wird richtig mit 1731 bis 1733 (geweiht) vermerkt.

der betriebswirtschaftlichen Entwicklung der anhaltischen Güter in der Norkittener Herrschaft befaßte sich die 1923 an der Universität Halle angenommene Dissertation von Otto Jüngst⁶. Unserem Thema widmete sich jüngst Hans-Joachim Schwahn mit dem Beitrag „Dessauer Land in Ostpreußen“ im Katalogbuch „Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, Der Alte Dessauer“. Ein eigener Beitrag anlässlich der Erdmannsdorff-Ehrung Dessau/Wörlitz 1987 streifte die Bautätigkeit Anhalts in Ostpreußen nur allgemein hinsichtlich des Schloßbaues in Bubainen und kann nunmehr punktuell nach neuen Quellen ergänzt werden⁷. In der älteren wie auch neueren Fachliteratur zum Thema wurde dieser Schloßbau Anhalts in Ostpreußen im größeren topographischen Zusammenhang ebenso allgemein wie konkret durch die regionalen Kenner Carl E. L. von Lorck (1972) oder Carl Grommelt und Christine von Mertens behandelt bzw. erwähnt, als schöne Anlage von Curt Tillmann im Lexikon deutscher Burgen und Schlösser⁸. In der neuesten Erinnerungs- und Tourismus-Literatur zu West- und Ostpreußen werden von den einstigen Besitzern entsprechende Dokumentationen, auch zu den Regionen um Königsberg und Insterburg, mit zutreffendem Bildmaterial vorgelegt. Hierbei ist besonders die Publikation von Ursula Gräfin zu Dohna „Gärten und Parke in Ostpreußen“ zu nennen (1993).

Der Schloßbau zu Groß-Bubainen ist in seiner Gestalt durch ein Fassadenaufmaß und zwei Grundrißzeichnungen vor dem Abriß 1770 dokumentiert. Wesentlich ist die Gesamtansicht der Südfront im Fassadenaufmaß mit dem Signum des Vermessers (F. Schrö) (?) und seinem Vermerk über die Zerstörung („Demolierung“) 1757 im Siebenjährigen Krieg durch die russischen Truppen sowie die 1770 erfolgte Abtragung des „Dessauischen Schlosses“ durch Dessauer Bauhandwerker (Abb. 1), also bereits unter der Regierung des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740/1769–1817)⁹. Anfang September 1757 sollen sich die russischen Truppen nach der Schlacht bei Groß Jägersdorf mit der Vernichtung und Brandschatzung vieler Dörfer zur Grenze zurückgezogen haben.

Die Bestimmung des Schlosses läßt sich aus dem sachlich getreuen ersten Grundriß ablesen, da die Raumdisposition mit entsprechender Bezeichnung ausführlich in der Binnenzeichnung vorgestellt wird (Abb. 2) (im Besitz der Anhaltischen Gemäldegalerie

⁶ Schwahn, Dessauer Land (wie Anm. 2), S. 253.

⁷ Horst Dauer: Bautätigkeit und Baumeister in Anhalt um 1750 zur Zeit Erdmannsdorffs Ankunft in Dessau, in: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff 1736–1800. Leben – Werk – Wirkung. Wissenschaftl. Kolloquium der Staatl. Schlösser und Gärten und der Staatl. Galerie Dessau vom 22. bis 24. Mai 1986 in Wörlitz und Dessau, Wörlitz 1987, S. 131–145 (mit Abb. Aufmaß des Schlosses).

⁸ Curt Tillmann: Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser, 4 Bde., Stuttgart 1958–60, hier Bd. 3, S. 317, Kat.-teil.

⁹ Einen Hinweis zum Signum F. Schrö (unklar erkennbar) im Plan dieses Vermessers könnte das Verzeichnis in den Prästationstabellen der Erbzinsdörfer bieten, wo unter Gr. Bubainen ein Friedrich Schroeder mit Erbzinsbrief vom 27. 9. 1764 erscheint, welcher später als Amtschultze von Gr.-Bubainen mit 3 Rtl. Sold genannt wird. Administration (Eigenbewirtschaftung) der Dörfer wird ab 1762 eingeführt. Vgl. Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 80, Anlage 5, bzw. S. 72f.

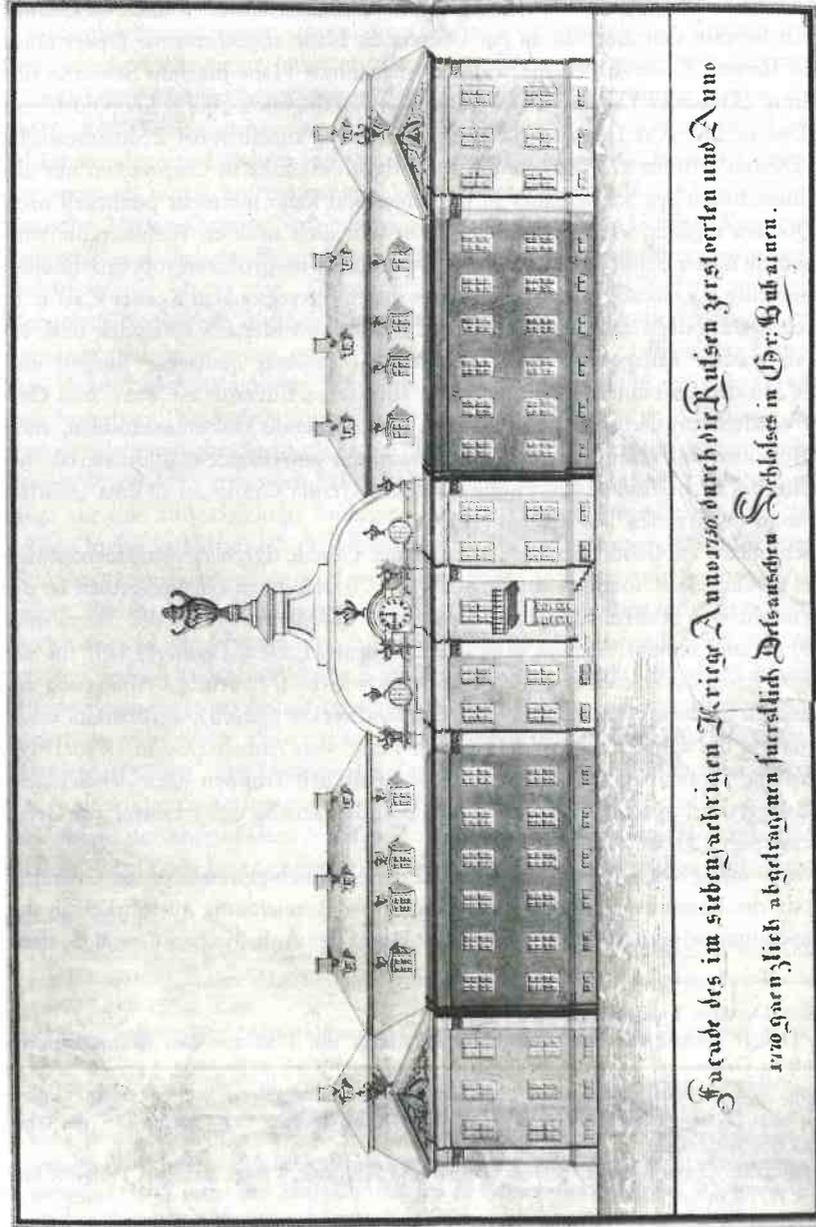


Abb. 1: Schloß Groß-Bubainen: Zeichner F. Schrö., Feder in schwarz, laviert; Fassaden-Aufmaß der Gartenfront zum Pregel, 1770.
 (Anhaltische Gemäldegalerie Dessau, Grafische Sammlung, Inv.Nr. Z 449)

Dessau, Grafische Sammlung, Inv. Nr. Z 449, B 397/Jest Z 161). Mit einem markanten fünfaxialen Mittelbau und den beiden nach Norden lang gestreckten Seitenflügeln von 13 Achsen erscheint die H-Form der Schloßanlage besonders ausgeprägt. Im lapidaren zweiten Grundriß (Abb. 3) ist die Himmelsrichtung genau umgekehrt eingezeichnet. Im architektonisch ausführlichen ersten Grundriß spiegelt sich das Schloßaufmaß mit der Ansicht der Südfront getreu wider. Somit wird durch die wiedergegebene Raumdisposition eine Funktion als fürstlicher Landsitz deutlicher, also keineswegs als eine Residenz. Es bietet sich der Vergleich mit den seit 1739 errichteten Palaisbauten der drei Brüder Leopold Maximilians in Dessau an, die in Fürst Leopold denselben Bauherren hatten.

Zur Entstehung des Schlosses

Fürst Leopold kaufte als erstes Gut Bubainen am 27. Mai 1721 von der Witwe Behmin laut dem am 27. Juni 1721 in Königsberg geschlossenen Kontrakt. Dem folgten bis Juli 1721 die Güter Norkitten, Mangarben und Schloßberg mit dazugehörigem Paradeningen (wie später genannt), auch ein „Ius patronatus“ über die Norkittener Kirche¹⁰. Schließlich erwarb Leopold noch die erwähnten Güter Schwägerau-Wiepeninken, Woynoten, Metschullen und den Krug Auer, somit die Norkittener Gutsherrschaft im Oberland der Provinz Ostpreußen. Zu deren Besiedlung und Bewirtschaftung wurden im April 1723 etwa 100 Personen von Dessau per Schiff über Stettin nach Pillau zu jenen erkauften Gütern transportiert, nicht ohne den Schwur gegenüber dem Erbprinzen Leopold Maximilian abzulegen, denen ebenso viele Kolonisten im Juli 1723 folgten¹¹.

Bereits am 28. August 1721 hatte König Friedrich Wilhelm I. dem Fürsten ein Gnadenprivileg erteilt, worin Vorrechte wie alte adelig-kölmische Rechte, Befreiung von Fourage, Service und Einquartierung, Ausschluß der Erhöhung des festgesetzten General-Hufenschosses, Holzentnahme aus königlichen Wäldern, große und kleine Gerichtsbarkeit, ebenso große und niedere Jagd, Fischerei im Pregel usw. verliehen wurden. Diese Verschreibung wurde am 11. Oktober 1724 erneuert und ergänzt für weitere, bis dahin angekaufte Güter mit wenigen Einschränkungen der Vergünstigungen, z. B. der Holzentnahme-Rechte¹². Tags darauf übergab Fürst Leopold die im Gnadenprivileg genannte Güter in Litauen und Preußen seinem zweiten Sohn, Fürst Leopold Maximilian, mit allen Privilegien und verfügte, daß derselbe ganz nach seinem Ermessen das entsprechende Einkommen verwalten könne. Sogleich wurde auch die eigenhändig von Leopold in Wusterhausen aufgesetzte Erbschaftsregelung sowie die Apanagen für die Familienmitglieder festgeschrieben¹³. Mit diesem Datum wurde ge-

¹⁰ Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abt. Dessau (im folg. zitiert LHASA/D), A 15 c, V, Nr. 4,1, S. 6–9.

¹¹ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 61 f.

¹² Schwahn (wie Anm. 2).

¹³ LHASA/D, A. Das Fürstenhaus, A 15 c, Bd. V, Nr. 22, S. 1–3, Original Übergabe Verschreibung Fürst Leopolds zu Anhalt Hochfürstl. Durchl. an des Erb Printzen Herrn Leopold Maximilians Hochfürstl. Durchl. über die in Preußen gelegene Güther de dato den 12 te. Octbr. 1724 samt andern darzu gehörigen Briefschafften. 1724/36.

wissermaßen Leopold Maximilian Besitzer der Güter in Ostpreußen, was allerdings vor dem König vorerst geheimgehalten und erst 1735 öffentlich wurde. Jene Verzögerung war vom Fürsten beabsichtigt, worüber er seine Gemahlin im quasi privatamtlichen Schreiben vom 30. September 1731 (unter Punkt 5) informierte. Die aktuellen Gründe Leopolds waren familiärer Art aufgrund möglicher Besitzansprüche der anderen Söhne, aber auch hofpolitischer Art und berühren seine Taktik der Zurückhaltung innerhalb des hierarchischen Hofstaates. Ein avisierte offizieller Zeitpunkt bezog sich hauptsächlich auf den beabsichtigten Schloßbesitz in Bubainen.

Die Finanzierung des Schloßbaus übernahm der Vater, als er der Fürstin Anna Louise am 30. September 1731 eine familiär rücksichtsvoll formulierte Regelung mitteilte mit dem Versprechen, dem lieben Sohn ... *mit dem Hausbau, welche soll nun vorgenommen werden hat es dieselbe bewandniß, und wan ich ihn es einmahl übergeben habe*, also den Besitz der erkauften dortigen Güter, pro Quartal 2000 Rthlr. als Zuschuß, d.h. jährlich 8000 Rthlr. pflichtgemäß zu geben; *so kann, ohne die andern liebe kinder nicht ubrsach zu geben darüber zu murren, es nicht geschehen und da es meine schultigkeit ist ...*¹⁴ Darüber hinaus wurden Kredite aus privater adeliger Hand in Königsberg, auch in fremder Valuta, von Fürst Leopold aufgenommen, was sich 1732 wiederholte. Schließlich teilte die Fürstin am 20. Oktober 1736 aus Dessau im Auftrag des Vaters Leopold Maximilian mit, *das Geld zur erfüllung des Hausbaues solltet ihr haben*, woraus ersichtlich wird, daß der Schloßbau noch andauerte bzw. nicht abgeschlossen war¹⁵.

Das Bauvorhaben wird, wie gerade bemerkt, vom Fürsten im umfangreichen Schreiben an seine Gemahlin mit der zugesagten Finanzierung für seinen Sohn angekündigt. Ein bereits am 21. August 1730 abgeschlossener Kontrakt mit dem Oberamtmann Mühlport über den Ankauf von jährlich 100 000 Mauersteine bis 1732 bezieht sich allerdings offensichtlich nicht auf den Schloßbau, sondern auf den Wiederaufbau der einst beschädigten und abgetragenen Kirche in Norkitten; wenn es heißt, daß die *Steine auf die Baustelle bey Bubainen mit seinem Gespann zu liefern seien*, so ist damit nicht das Schloß gemeint¹⁶. Bei Polenz/Hungerecker wird darauf mit der Fertigstellung der Kirche hingewiesen. Einen konkreten Hinweis erteilt derselbe Oberamtmann mit einer erneuten Mauerstein-Lieferung von 100 000 Stück „zum Fürstlichen Schloß Bau“ am 14. Juni 1735, so daß in diesem Jahr dessen eigentliche Errichtung einsetzt. Diese Lieferung bestätigt in Bubainen ein bisher nicht erscheinender (Schreiber?) J. P. Arndt.

Den schriftlichen Quellen sind nur wenige Angaben über den Verlauf der Errichtung und der beteiligten Handwerker zu entnehmen. Somit ist weder eine Baugeschichte, geschweige eine Bauchronik zu erwarten. Nach wie vor gibt es keinen Hinweis auf einen Baumeister oder Bauleiter. Diesem sich hypothetisch zu nähern, soll

¹⁴ LHASA/D, A 15 c, Bd. V, Nr. 22, S. 36–37 (s. Anm. 13).

¹⁵ LHASA/D, A 9 b, Bd. Ia, Nr. 5, Korrespondenz des Fürsten Leopold Maximilian mit Familienmitgliedern u.a.

¹⁶ LHASA/D, A 15 c, Bd. V, Nr. 22, S. 21–22 (s. Anm. 13).

hier versucht werden. Manche Anzeichen im Kreise der Bauherren bzw. des Besitzers und dessen Umfeld mögen dabei hilfreich sein.

Für Bauverwaltung und organisatorischen Verlauf zuständig waren anfangs im August 1730 Oberamtmann Mühlport vom Amt Georgenburg in Bezug auf den Kirchenbau Norkitten, welcher 1732/1733 vollendet war, da er an den Fürsten Baumaterial hierfür verkaufte, aber in Bezug auf Bubainen von Februar 1732 bis zum Bauende 1738 der aus Dessau stammende Amtmann Johann Rudolph Reinhardt. Darauf folgten 1739 der Sekretär Brix, schließlich 1740–1744 der Amtmann Brumbey, welcher von den königlichen Behörden wegen unsachgemäßen und eigenwilligen Verhaltens gerügt und verabschiedet wurde, aber noch 1761 als Privatmann zu Puschkendorf lebte¹⁷. Von 1744 bis 1750 lag die Aufsicht über die Güter in den Händen des Hauptmanns von Schlegell, bezeichnet als „Ober-Inspector“, später als „Hoff-Marschall“, dem Oberamtmann Paris von 1751 bis 1753 folgte¹⁸. Wesentliche Kontrakte mit Bauhandwerker werden meistens von Leopold Maximilian geschlossen. Ihn bezeugen oftmals die Kreditaufnahmen oder Schuldverschreibungen, auch bei adeligen Gläubigern, so daß die laufende Baufinanzierung wesentlich vom Erbprinzen gesteuert wird, ganz im Sinne der väterlichen Vorgaben von 1724 bei der Überschreibung seines regionalen Güterbesitzes.

Die intensive Bauzeit liegt 1736 und 1737, als in vorgeschriebenen Jahresphasen aus Königsberg gutes französisches Fensterglas in Rauten bis Johannis 1737 für insgesamt 1470 Rthlr. vom Kaufmann Johann George Mayn sowie ab dem 23. August 1736 bis zur gleichen Zeit 1737 von dem nun als Faktor auftretenden Mayn ungebrannter Gips (900 Zentner) geliefert werden. Es ist anzunehmen, daß dieser auch für Stukkaturen in kostbaren Räumen gebraucht wird. Für zwei Portale wird der Steinmetzmeister Emanuel Bauler (Bauller?) durch Kontrakt am 8. August 1736 über 900 Rthlr. von Fürst Leopold in Bubainen verpflichtet, mit der Aufgabe, für die nach eigener Zeichnung gewünschten fürstlichen Siegel (Wappen) sowie eigenen Steinmetzzeichen (Petschaft) jeweils zur „Front nach dem Walde“ und zur „Front nach dem Pregel“ *festen reine Gotbländischen Sandt-Steinen* zu kaufen und von 1737 bis August 1738 in Königsberg zu verfertigen. Die Aufrichtung erfolgt mit seinem Gesellen im Verlauf der Restzahlung über 424 Rthlr. 5 gl. am 28. August 1738 durch Leopold Maximilian. Seit 1736 ist Klempnermeister Christoff Mücke aus Königsberg beteiligt, welcher die große Steinblei-Lieferung in Rollen und Tafeln, einschließlich einer Lötmenge, für insgesamt 1758 Rthlr. 12 gl. mit der letzten Bezahlung am 1. Juli 1738 abschließt¹⁹. Folglich dauert der Schloßbau bis mindestens August 1738. Insofern ist interessant, daß am 30. September 1738 die junge Gemahlin Leopold Maximilians, Fürstin Gisela Agnes aus der

¹⁷ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 32. Offenbar derselbe Amtmann Brumbey ist noch im Januar 1739 interessanterweise für die Anhalt-Bernburg-Hoymer Nebenlinie in einer anderen Verpflichtung, nämlich als Bauzeichner bei Erstellung einer Lageplankopie, Schloß Hoym betreffend, nachweisbar (Besitz des LHASA/D, Kartensammlung, IV/10, zu Ballenstedt).

¹⁸ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 32 f.

¹⁹ LHASA/D, A 15 c, Bd. V, Nr. 22, S. 3–4, 7, 11–12, 21–22, 25–27, (s. Anm. 13).

Köthener Linie, sich hier aufhält und bei Insterburg ihren ersten Elch erlegt²⁰. In jenem Jahr 1738 weilen auch Fürst Leopold und der Erbprinz hier, sonst auch alljährlich von Mai bis August²¹.

Daß die Bauphasen für 1735 und 1736 intensiv waren, geht aus einem Bekenntnis des Amtmannes Reinhardt in Norkitten hervor, der am 1. September 1735 von Amtswegen für die herrschaftlichen Ausgaben vom Schulzen zu Puschdorff 1000 preußische Gulden leiht, *undt zwar zu Fortsetzung des Schloßbaues bey Bubainen*²². Wie aus der Übergabe Verschreibung Leopolds vom 12. Oktober 1724 hervorgeht, müssen Entwürfe zumindest für Wirtschaftsbauten bestanden haben. So empfiehlt er dem Sohn, zur Verwendung des Einkommens aus der Gutswirtschaft: *doch soll er, bies alle ecommigebäue nicht fobllig erbauett, nichts von die einkomet gelder zu was anders anwenden, als diese ecommij und erforderde geben zu verfertigen und in den projektirten Stande sein, wann alles fehrtig sey*²³.

Dies ist ein Hinweis auf die zwar projektierten, aber noch nicht komplett errichteten Wirtschaftsgebäude der Gesamtanlage, was aber nicht auf den eigentlichen herrschaftlichen Schloßbau bezogen werden kann. Obschon die Zeitspanne bis 1735 groß ist, kann angesichts einer 1731 getroffenen Finanzierungszusage ein bereits existierendes Entwurfsprojekt nicht ausgeschlossen werden. Dieser Zeitpunkt scheint der Ausgangspunkt einer ernsthaften Projektplanung gewesen zu sein.

Der Schloßbau

Das einstige fürstlich-anhaltische Schloß in Bubainen wird durch Merkmale gekennzeichnet, die aus den angeführten Grundrissen (Abb. 2 u. 3) und der Aufsicht von 1770 (Abb. 1) hervorgehen: Es ist als H-förmige Anlage konzipiert. Ein in der Horizontalen komponierter lang gestreckter zweigeschossiger Bau von 23 Achsen besitzt in den um zwei Achsen vorgezogenen Seitenflügeln in der nach dem Pregel orientierten Südfront, besonders durch den um eine Achse vorspringenden Mittelbau von fünf Achsen, eine gleichmäßig rhythmisierte strenge Ordnung. Sie wird verstärkt durch die für die einzelnen Baukörper getrennt eingerichtete Dachform gebrochener zweigeschossiger Mansarddächer, wengleich sich der Mittelbau durch ein abweichendes geschweiftes Helmdach mit monumentalem Vasenaufsatz hervorhebt. Dessen Gestaltung geht über die architektonischen Mittel eines sonstigen Mittelrisalits hinaus. So ist das Corps de logis im axialen Rhythmus 6 – 5 – 6 proportioniert, während die Seitenflügel mit den Außenfronten von 13 Achsen in 2 – 5 – 6 gegliedert sind. Der Bau

²⁰ Wilhelm Klare: Jagd und Forst im Dessauer Land in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, „Der Alte Dessauer“, Ausst. zum 250. Todestag, Kat. Dessau 1997, S. 70–77, 76.

²¹ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 31.

²² LHASA/D, A 15 c, V, Nr. 22, S. 15 (s. Anm. 13).

²³ LHASA/D, A 15 c, V, Nr. 22, S. 1–3 (s. Anm. 13).

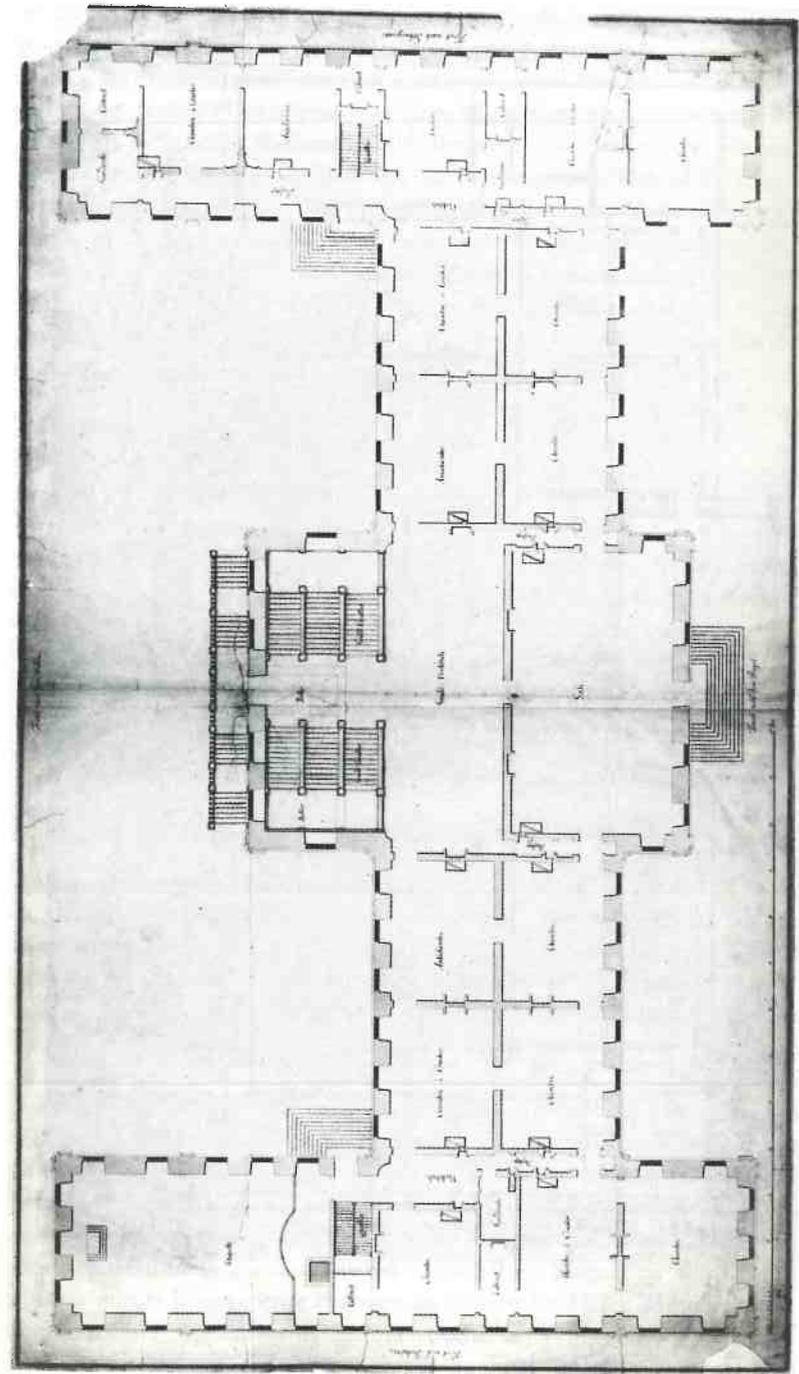


Abb. 2: Schloß Groß Bubainen: ders. Zeichner, Feder in schwarz, laviert; Erster Grundriß, Erdgeschoß mit Raumdisposition, beschriftet, 1770. (Anhaltische Gemäldegalerie Dessau, Grafische Sammlung, Inv.Nr. B 397/Jest Z 161)

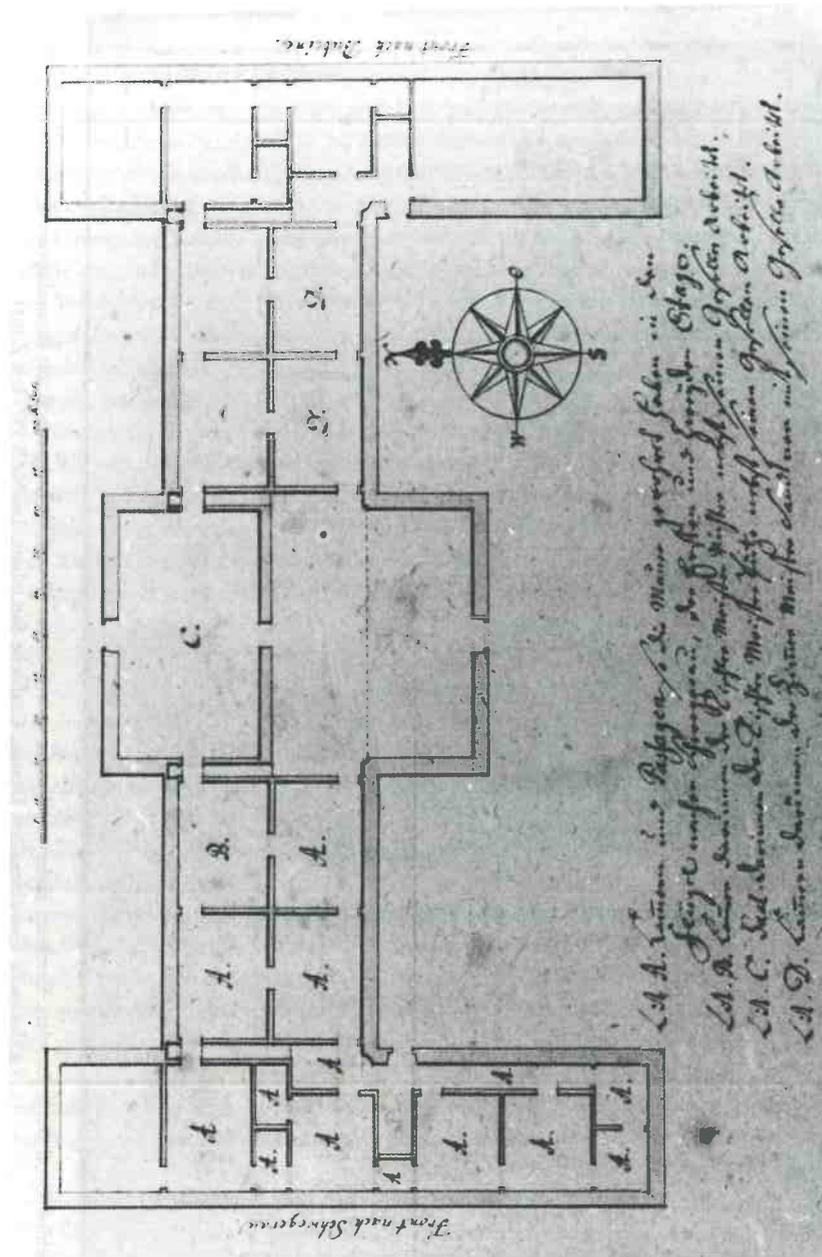


Abb. 3: Schloss Groß Bubaine: Zweiter lapidarer Grundriß, als Legende beschriftet mit Angaben der Tätigkeiten der Gewerke, ohne genaue Achsen-Markierung der Fassaden, 1770. (Anhaltische Gemäldegalerie Dessau, Grafische Sammlung, Inv.Nr. B 397/Jest Z 161)

erhebt sich über einem proportional angemessenen flachen Souterrain, dem in der Südfront des Mittelbaues eine dreiseitige Freitreppe vorliegt.

An der Nordfront, wo ein Cour d'honneur vor dem Corps de logis sich bildet, ermöglicht das offizielle Hauptportal über einer beidseitigen und gebrochenen Freitreppeanlage mit steinerner Balustrade und Podesten den dekorativen Eingang zum repräsentativen dreiläufigen Treppenhaus. Es wird somit auf der Mittelachse in das Gebäudeinnere aufgenommen. Die offene Treppenanlage nimmt gänzlich den Mittelbau ein, womit dieser eine andere Dimension als ein vorkragender Risalit erhält. In der nördlichen Hoffassade des Corps de logis sind an den inneren Ecken, der Gelenkstellen zu den Flügeltrakten, breite Freitreppen mit Seitenportale vorhanden. Alles spricht für eine leichte Kommunikation zum Außenraum oder äußerem Terrain, durchaus im Sinne eines Lustschlosses oder Landsitzes als suburbanum. Die Gesamtlänge des Schloßgebäudes betrug ca. 85 m, allein der Mittelbau des Corps de logis ca. 25 m.

Die Raumdisposition

Das Corps de logis erschließt sich im fünfbayigen Mittelbau mit der beidseitigen mehrteiligen gestuften Freitreppe durch ein aufwendiges dreiläufiges Treppenhaus (Grand escalier) mit auf massiven Stützen konstruierten Podesten. In der Mitte der Freitreppe befindet sich der Zugang zu zwei gewölbten Kellern. Somit deutet sich die Funktion des ausreichend hohen Souterrains für die hauswirtschaftliche Nutzung an. Im nördlichen Erdgeschoß öffnet als Ort des strengen gewichtigen Zeremoniells in ganzer Breite das Vestibül einen leicht und schnell erreichbaren direkten Zugang zum Saal. Dieser nimmt in dem um eine Achse nach dem Fluß hin südlich vorspringenden Mittelbau wiederum die gesamte Breite in der Funktion eines Gartensaales (Saala terrena) ein. Die Breite wird an den Stirnseiten nur durch enge Passagen geschmälert, um dortige Kamine zu versorgen. Seitlich liegen nebeneinander jeweils zwei Wohnräume (Chambre) mit Kamin, die Enfilade bildend, aber im Nordteil einschließlich Schlafzimmer. Die zentrale Raumgruppe großes Vestibül und Saal beherrscht somit das Corps de logis und bildet den Mittelpunkt des Schlosses, da offenbar ein entsprechender Saal mit Austritt im Obergeschoß ebenfalls wohl als Festsaal existiert, ein Hinweis auf die gehobene Bedeutung und Ausstattung als Belétage.

Laut zweitem lapidaren Grundriß wird im Obergeschoß die Raumstruktur des Corps de logis beibehalten. Im mit der Raumstruktur versehenen Riß fehlt die eigentliche Raumbestimmung, auch jene der Flügel. Vermerkt sind dabei lediglich die in gewissen Bereichen arbeitenden bzw. wohnenden Handwerker der unterschiedlichen Gewerke während der Abtragung des Schlosses.

Von den Seitenräumen des Corps de logis erfolgt innerhalb der Rücklagenbereiche an beiden Fronten dank der Enfilade der unmittelbare Zugang zu den Räumen der Flügeltrakte mittels beigegebener Passagen als Flurstücke. Deren Südseiten sind übereinstimmend durch Appartements anspruchsvoller strukturiert. Sie bilden wiederum die Enfilade mit hintereinander liegenden Wohn- und Schlafzimmern einschließlich

Kamine und Wandnischen, die im weiteren Verlauf am nördlichen Ende durch beidseitige Kabinette unterbrochen werden. Schließlich ist der nördliche Flügelteil durch zweiläufige Nebentreppen vor allem für die Dienerschaft zugänglich. Dieser Bereich ist im nach Schwägerau gelegenen Ostflügel in der Außenfront durch vielfältige Appartements eingerichtet mit Antichambre, Schlafzimmer und abschließenden Eckkabinett und Garderobe, seitlich allerdings begrenzt durch hofseitige Flure. Diese wiederum sind schnell erreichbar über die hofseitigen Außentreppen der inneren Flügelecken. Auch sind beide Seitenräume des Corps de logis in der Nordfront mit Anschluß zu den Flügeln wiederum als Schlafzimmer (Chambre à Coucher) vorgesehen, also leicht erreichbar.

Die Größe der Wohnräume ist funktional gut proportioniert mit ca. 9 m Breite und ca. 6,5 m Tiefe sowohl im Corps de logis als auch in den Flügeltrakten. Dort sind sie innerhalb der Appartements schmaler und differenzieren natürlicherweise. Der große Saal mißt dagegen ca. 19 m Breite und ca. 11,5 m Tiefe. Das beinahe ebenso große beidseitige Treppenhaus erhält folglich die doppelte Breite eines Wohngemachs.

Dem nach Bubainen gelegenen Westtrakt ist im nördlichen Teil die Schloßkapelle vorbehalten, wohin eine ihm vorgesetzte zweiseitige Eckfreitreppe führt. Im Inneren erlaubt eine zweiläufige Treppe den direkten Zugang, wo auch der Schornstein aufsteigt. Die zweigeschossige Saalkirche erstreckt sich über fünf Achsen, was vom zweiten Grundriß bestätigt wird. Während auf der nördlichen Zentralachse ein schlichter Altar (Mensa) eingezeichnet ist, schließt im Süden eine konvex geschwungene Herrschaftsempore. Eine Deckenwölbung ist nicht erkennbar. Als der Besitzer Fürst Leopold Maximilian bei seiner Anwesenheit 1738 den Plan hatte, die Kirche einzurichten und die angrenzenden Ortschaften quasi einzugemeinden, scheiterte dies am Einspruch preussischer Behörden. So blieb die Schloßkapelle offensichtlich der privaten Nutzung vorbehalten²⁴.

Die architektonische Konzeption

Für einen Landsitz macht diese Architektur einen typologisch nicht ungewöhnlichen geschlossenen Eindruck von verhaltener Massigkeit mit Anklängen an römische Palastarchitektur des frühen 18. Jahrhunderts, obwohl dabei wiederholt die Spätrenaissance mit klassischen Formen sich meldet wie z. B. beim Palazzo Altieri in Rom. Das Motiv der schmückenden Front tritt relativ verhalten auf, umso aufwändiger ist die Dachzone der Baukörper eingerichtet, was in Form und Gestalt typisch französischen Geist beinhaltet. Es sei erinnert an den Prototyp Chateau Vaux-Le-Vicomte oder Chateau De Maison-Laffitte der Ile-de-France, besonders an Petit-Bourg in Meudon, dem neuen Schloß des Duc d'Antin von 1723, wo die Dachsituation für die Baukörper ähnlich ausgebildet ist²⁵ (Abb. 4). Insofern relativiert sich die Massigkeit der fünf Bau-

²⁴ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 31.

²⁵ Katharina Krause: Die Maison de plaisance. Landhäuser in der Ile-de-France (1660–1730), München 1996, u. a. Abb. 297, S. 280.

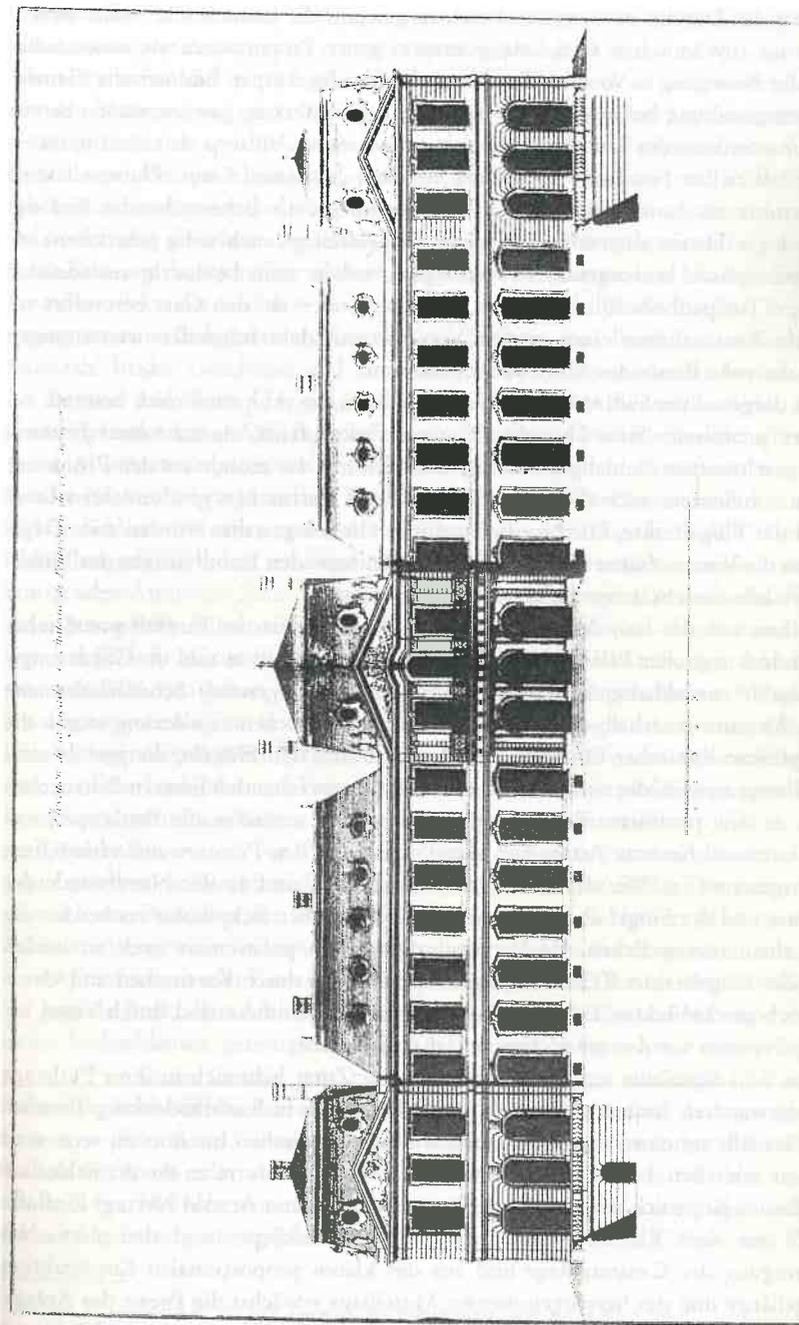


Abb. 4: Meudon, Petit-Bourg, Aufriß der Hoffassade.
(Aus: Katharina Krause, Die Maison de plaisance. Landhäuser in der Ile-de-France, München 1996, S. 280)

körper. Mit der Durchgliederung der Fassaden gewinnt die harmonische Vollkommenheit auch im rhythmischen Gleichklang ausgewogener Proportionen als wesentliches Element der Bewegung in Vor- und Rücksprüngen der Baukörper. Bildnerische Elemente der Frontgestaltung befördern sogar eine graziöse Heiterkeit, gewissermaßen bereits ein Charakteristikum des Rokoko, darin anverwandt einem Villatyp als suburbanum.

An der offiziellen Nordseite zum Wald mit dem gebildeten Cour d'honneur wird die Frontmitte als zentraler Mittelbau stark exponiert als beherrschender Teil des Corps de logis. Hierin eingeschlossen wirkt die beidseitige, mehrteilig gebrochene offiziiöse und optisch hervorgehobene Freitreppe, welche zum beidseitig ausladenden dreiläufigen Treppenhaus führt. Endlich folgt im Inneren ein den Gast besonders stimulierende Raumerlebnis eines großen Vestibüls mit dem folgenden weiträumigen Saal, der die volle Breite des Mittelbaues einnimmt.

An der dargestellten Südfront zum Pregel erscheint die skulptural reich besetzte Attika, deren profiliertes Sims über den Pilastern verkröpft ist, als markanter Fronton vor dem geschweiften muldengewölbten Helmdach mit der monumentalen Prunkvase als Aufsatz, außerdem auch die ornamental und mit Kartuschen geschmückten Dreieckgiebel der Flügeltrakte. Die Nordfront dürfte ähnlich gestaltet worden sein. Dagegen tragen die Vasenaufsätze über den Dachgaupen bzw. den Rundfenstern des Mittelbaues vegetabile muschelartige Formen.

Abgesehen von der französisch inspirierten Dachzone ist der Einfluß preußischer bzw. brandenburgischer Palaisbauten in der Fassadendisposition und im Gliederungssystem durch zurückhaltende, dennoch wirkungsvoll eingesetzte Schmuckelemente deutlich. Akzente innerhalb einer beibehaltenen rhythmischen Gliederung setzen die Kolossalpilaster römischer Ordnung am Mittelbau und den Flügeln, die jeweils auch als Eckpilaster ausgebildet sind, welche selbst die entsprechenden inneren Seitenecken besetzen. Kräftig profilierte Kranz- und Sockelgesimse umlaufen die Baukörper; wobei die skulptural besetzte Attika des Mittelbaues über den Pilastern mit verkröpften Teilen ausgestattet ist. Wie der erste Grundriß aussagt, sind an der Nordfassade des Mittelbaues und der Flügel übereinstimmend die römischen Eckpilaster verwendet wie auch an den inneren Ecken. Pilaster sind rhythmisch positioniert auch an beiden Fronten der Flügeltrakte. Relativ flach gehalten sind die durch Kartuschen und Ornamente reich geschmückten Dreieckgiebel der Flügel, auch diese sind durch Vasen bekront als Fronton vor den gebrochenen Mansarddächern.

Die am Schloßgebäude aufgewandte skulpturale Zutat hebt sich in ihrer Fülle aus derart angewandten Architekturmitteln der Palaisbauten in Kurbrandenburg/Preußen heraus. Das läßt auf einen mit bildhauerischen raumplastischen Intentionen vertrauten Baumeister schließen. Im Übrigen erinnert die mittige Dachform an die der Schloßkapelle in Berlin-Köpenick mit dem niederländischem (Johann Arnold Nering) Einfluß.

Gerade aus dem Rhythmus der verschiedenen Baukörper und der plastischen Durchdringung der Gesamtanlage und aus der klaren proportionalen Konstruktion der Flügellänge und des hervorgehobenen Mittelbaues erwächst die Poesie der Anlage. Insofern halten sich die durch einfache Fenstergewände schlicht gestalteten Rücklagen des Corps de logis spürbar zurück. Mit dem dennoch anspruchsvollen Gliederungs-

system ziehen Stilelemente einer gewissen Repräsentation in dieses Schloß ein. Eine aussagekräftigere Annäherung an die Innenausstattung ist jedoch nicht gegeben.

In Ostpreußen richtet sich eine offenbar regional gebundene und tradierte Konzeption des Bauherrn auf einen Landsitz aus, dessen Anspruch auf Repräsentation relativ gemäßigt erscheint und nicht unbedingt auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet ist, allenfalls mit kleinem Hofstaat, den die Disposition der Flügel ermöglicht. Bei der architektonischen Konzeption war allgemein stets die landschaftliche Situation von Belang und beeinflusste die Mittel der Architektur bzw. des Baumeisters, zumal bei der dortigen durch Seen und Sumpfbiete abwechslungs- und kontrastreichen Landschaft. Wie der Raumdisposition des Schlosses zu entnehmen ist, beabsichtigte der Bauherr keine Annäherung an eine Nebenresidenzfunktion, auch wenn wir die Raumbestimmung und Raumzahl beider Geschosse und eines ausgebauten Dachgeschosses berücksichtigen. Der Besitzer und Nutzer Leopold Maximilian hat seit 1724 als stets im Felde für Preußen kämpfender hoher Militär (letztlich wie sein Vater Generalfeldmarschall) wohl nie solche Absicht verfolgt. Sonst hätte die Anlage eine größere Dimension beansprucht. Wie die Nachricht besagt, weilten Bauherr und Besitzer, also Vater und Sohn, nicht nur 1738 im Schlosse Bubainen und in der Region, doch nach Leopolds Tode 1747 diente das Schloß hauptsächlich dem jeweiligen, die gesamte Güterwirtschaft verantwortlich beaufsichtigenden Amtmann (bzw. Oberinspektor oder Hauptmann) als Aufenthalt²⁶.

Zeitgenössische stilistische Vergleichsbeispiele im nördlichen Deutschland könnte man im Schloß Münster oder im münsterländerschen Wasserschloß Nordkirchen, einer seit 1725 von Johann Conrad Schlaun geschaffenen gestaffelten Anlage, sehen. Typologische Analogien finden sich allerdings zuverlässiger in den herrschaftlichen Schloßanlagen der Provinz Ostpreußen, etwa um Insterburg und südlich Königsbergs bzw. im Oberland oder um Preußisch-Holland. Naheliegende Anregungen könnten die anfangs genannten älteren Schlösser der gräflichen Familien von Dohna und der von Dönhoff sowie der von Finckenstein gegeben haben. Für die Bubainener Schloßgestalt gewinnt die Nachbarschaft des Schlosses Friedrichstein der Dönhoffs und vornehmlich der Schlösser der Dohnas in Schlobitten und Schlodien (*Abb. 5*) als ältere Vorbilder eine gewisse Bedeutung. Letzteres galt als eines der anspruchsvollsten Schlösser Ostpreußens, das für General Christoph Burggraf und Graf zu Dohna (1665–1733) von Jean de Bodt, dem Architekten des Zeughauses in Berlin und Vollender des Potsdamer Stadtschlusses, gefertigt wurde²⁷. Alle Anlagen besitzen zwar eine weniger ausgeprägte H-förmige Gestalt, d.h. Bauten mit landläufig gebräuchlichen U-förmigem Grundriß. Auch differieren sie im architektonischen Aufwand, da gegenüber dem Bubainener Schloß die Gliederungs- und Schmuckelemente vorwiegend zurücktreten. Ihre entwerfenden oder ausführenden Baumeister sind allerdings bekannt, so daß sie sich in dieser Hinsicht anbieten. Mit zugehörigen üppigen Gartenanlagen dehnen sie sich als Landsitze großzügig in der weiten, abwechslungsreichen Wald- und Seenland

²⁶ Polenz/Hungerecker, Anhalt-Dessau in Ostpreußen (wie Anm. 4), S. 30.

²⁷ Hermann Heckmann: Baumeister des Barock und Rokoko in Brandenburg-Preußen, Berlin 1998, S. 203–226 (zu de Bodt).

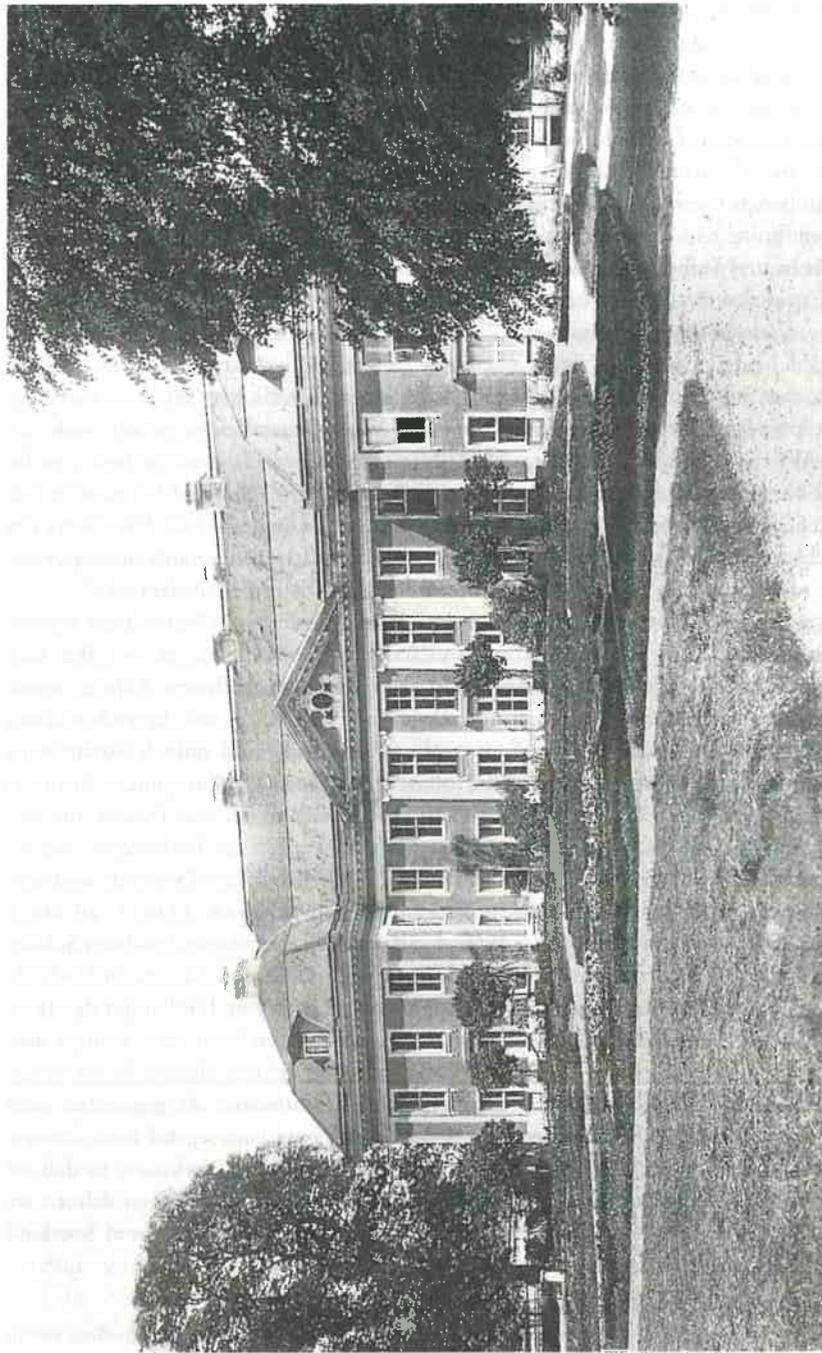


Abb. 5: Schloß Schlodien, Gartenseite.
(Aus: Ursula Gräfin zu Dohna: Gärten und Parke in Ostpreußen, Herford 1993, S. 44)

schaft aus. Insofern übertreffen sie die heimatlichen Stadtpalais der preußischen Adels-häuser beträchtlich, weil die Landsitze dank der königlichen Vergünstigungen sich innerhalb der weiträumigen Landschaft und der aufstrebenden ökonomischen Möglichkeiten frei entfalten konnten. Im architektonischen äußeren Anspruch hebt sich davon das Bubainener Schloß ab. Es nähert sich dem repräsentativen Charakter des Schlosses Friedrichstein von Jean de Bodt, nicht allein wegen der Größe des Baukörpers, sondern auch in den klassischen Formen der Gliederungs- und Schmuckelemente, die dort allerdings am dreigeschossigen und dreiflügeligen Gebäude gebraucht werden. Da in Friedrichstein trockene klassizistische Schmuckformen in landläufiger Schlichtheit auf Fensterverdachungen mit Spiegeln und flache Ecklisenen bei den Flügeln beschränkt werden, konzentrieren sich diese in Bubainen bei einer rhythmischen Dichte von Gliederungen der Baukörper auf anspruchsvolle römische Kolossalpilaster mit einer durch Vor- und Rücklagen wechsellvollen Gestaltung. In der Dachzone sorgt ein überreicher skulpturaler Schmuck für die Steigerung solcher Mittel. Friedrichstein setzt den klassisch übergiebelten kolossalen Portikus dagegen, ein deutlich repräsentatives Signal, immerhin in der Gartenfront.

Mit solchem Anspruch an Repräsentation kommen sich beide Schlösser zwar wesentlich näher, doch im Charakter und architektonischen formalen Anspruch sind die ebenfalls zweigeschossigen Schlösser Schlodien und Finckenstein (Krs. Rosenberg, Westpreußen) (Abb. 6) dem anhaltischen Schloßareal eher verwandt. Vergleichbare formale Kriterien zwischen diesen Gebäuden sind Gliederungselemente wie römische Kolossalpilaster korinthischer Ordnung an der akzentuierten Gebäudemitte, welche in Schlodien zurückhaltender eingesetzt werden, bei den Flügelvorlagen lediglich durch flache Lisenen alternativ ersetzt sind, was auch auf Finckenstein zutrifft. Allen drei Schlössern ist auch der zurückhaltende Schmuck an den Rücklagen der Corps de logis gemein. Ein typologischer Unterschied besteht zwischen der ausgeprägten H-Gestalt von Bubainen und den beiden vergleichbaren Schlössern insofern, als in Finckenstein Flügelstümpfe dem Corps de logis vorliegen, während Schlodien an dessen beiden Fronten Risalite ausbildet, insofern eine dezimierte H-Gestalt annimmt. Solche reduzierte H-Gestalt nimmt auch Friedrichstein mit betontem Mittelrisalit ein. Bubainen und Finckenstein gemeinsam ist auch die dem Mittelrisalit beigegebene geschwungene Freitreppe am Hauptportal sowie ein Balkon am Obergeschoß-Saal. Desweiteren besitzt Finckenstein am Mittelrisalit der Gartenseite über der Dachtraufe eine skulptural besetzte Attika, allerdings über querovalen Blindfenstern.

Auch solches zusätzliches Element jener Gartenfront wird übertroffen von der weiträumigen und bewegten, auch schmuckreichen Schloßgestalt von Bubainen. In den Gebäudetyp Finckenstein können wir auch das dreigeschossige Schlobitten (bei Herrndorf, im Oberland) auf U-förmigen Grundriß einbeziehen, welches auf den Entwurf des Bauakademikers Jean Baptiste Broebes' zurückgeht. Schlobittens Wirkung als Schloßareal mit zugehörigen Wirtschafts- und Nebengebäuden, mit kultivierten Gartenanlagen müssen wir hierbei zurückstellen, da dies in der älteren Literatur hinreichend gewürdigt worden ist. Im übrigen sind in der klassischen Gestaltung mit Portikus und Pilaster-Gliederungsprinzipien Friedrichstein und Schloß Dönhoffstadt

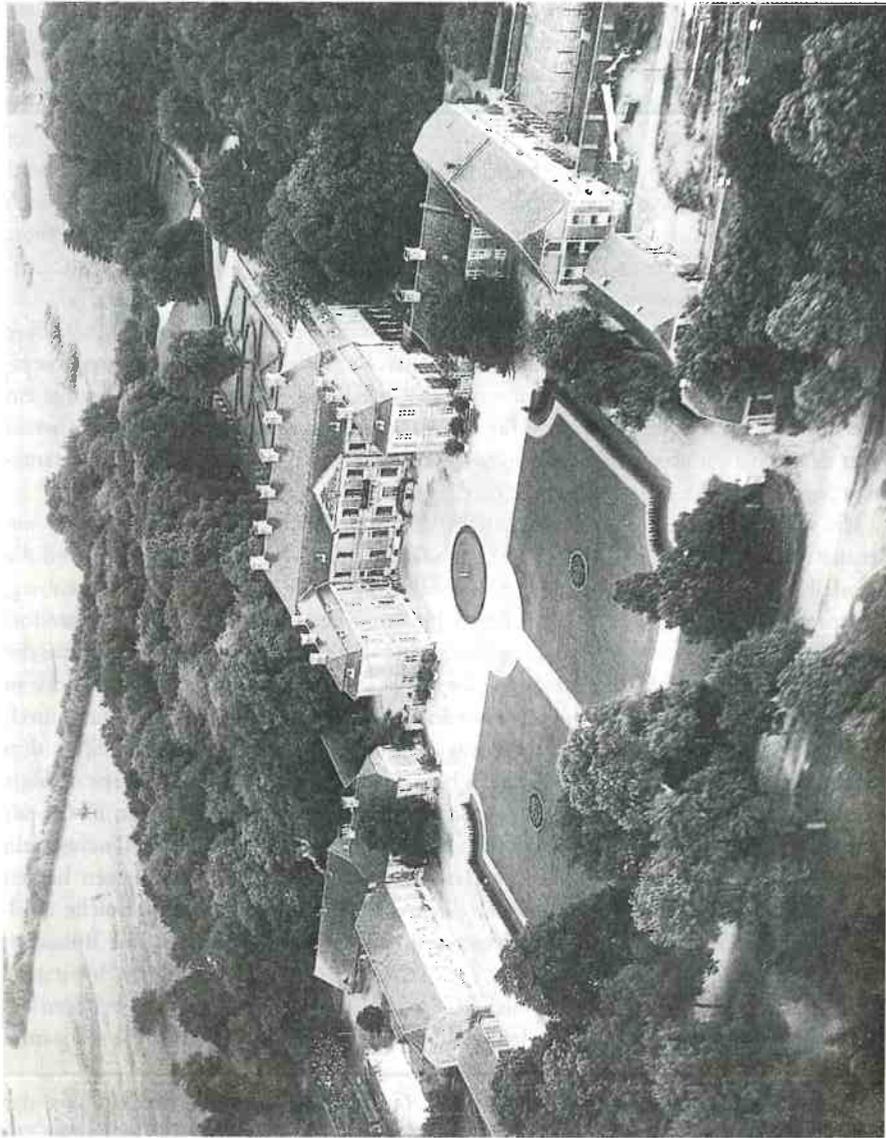


Abb. 6: Luftaufnahme von Schloss Finkenstein. (Aus: Ursula Gräfin zu Dohna: Gärten und Parke in Ostpreußen, Herford 1993, S. 66)

gleichartig analog konzipiert, da beide von Jean de Collas (eigentlich John von Collas) für die Familie Dönhoff als Bauherrin errichtet wurden.

Zur Architekten-Frage

Zwischen 1700 und 1714 entwarf Jean de Bodt Pläne für die oben genannten ostpreussischen Schlösser einschließlich Quittainen (Krs. Preußisch-Holland) sowie Friedrichstein (Krs. Samland) und anteilmäßig für Schloß Dönhoffstädt bei Großwolfsdorf, Krs. Rastenburg, südwestlich von Bubainen und Insterburg. Bei letzterem führte Jean de Collas den Bau aus und fungierte als Bauleiter auch bei Schloß Friedrichstein 1709–1714. Beide Architekten verband ihre französische Herkunft als Hugenotten, ihre zwar unterschiedlichen, zeitweilig differierenden Dienste für die niederländische Oranier-Dynastie in England, sonderlich bei Jean de Bodt, auch eine Berufung an das preussische Königshaus, wobei beide Militärs unterschiedlich engagiert sind: Jean de Bodt (1670–1745) wurde noch unter Kurfürst Friedrich III. (1688/1701–1713) mit der Aufsicht über Schloß- und Militärbauwerke Brandenburgs betraut und wirkte dafür als Generalmajor bis 1728, bevor er endgültig den Übertritt in sächsische Dienste vollzog; Jean de Collas (1678–1753) arbeitete bereits vor 1721 in Königsberg als Oberingenieur und Direktor der Geometer. Als solcher leistete er Vermessungsarbeiten in Schlobitten, Carwinden (Krs. Preußisch-Holland) und Schlodien für das Dohnasche Grafenhaus. Die gleiche Lebensdauer beider ist ohnehin frappierend. In Ostpreußen sind beide als Architekten und Geometer besonders eng mit den Schloßbauten des hohen Adels verbunden. De Collas war sogar enger durch seine Frau Christine Charlotte de Pelet und deren Erbschaft 1721 mit Gut Weißenstein im Kreis Königsberg direkt verknüpft²⁸.

In de Bodts architektonischer Grundauffassung der bedeutenden Bauten ist die Vorliebe für eine klassizistische Haltung der Barockarchitektur herauszulesen, die auf niederländische Tradition sich bezieht, aber auch auf den von Italien ausgehenden Palladianismus, den de Bodt in England bereits früher umsetzte, der aber prinzipiell und dezidiert bei seinen Entwürfen im Herzogtum Preußen zum Ausdruck kommt²⁹. Mit der Architekturtheorie vollkommen vertraut, war der weit gereiste kenntnisreiche Architekt und Militär allseits bekannt und im Fach anerkannt. So ist er mit der neueren Auffassung französischer Architekten vertraut und bringt deren Klassizismus des Barock in die Berliner Architekturszene mit ein. Daraus erwächst eine Neigung zu repräsentativen Lösungen bei spätbarocken Schloßbauten des Hochadels, wie dieses etwa bei Friedrichstein und Dönhoffstädt erscheint, die durch übergiebelten Portikus vor akzentuiertem Mittelrisalit mit klassischen Säulen, Dreieckgiebel und Kolossalpilaster erreicht werden, wie es für Letzteres auch in Bubainen auftritt. Zurückhaltender werden solche Mittel bei Privatbauten des Adels eingesetzt, wozu unter Umständen auch das Schloß des Dessauer Erbprinzen zu rechnen wäre, dem letztendlichen Besitzer.

²⁸ Carl E. L. von Lorck: Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen, Frankfurt/M. 4. Aufl. 1972, S. 102 ff.

²⁹ Heckmann: Baumeister des Barock und Rokoko (wie Anm. 27).

Zu de Bodts stilistischen Gepflogenheiten zählt der der Aufgabenstellung untergeordnete Einsatz seiner mannigfaltigen Mittel. Diese zeichnen sich durch Klarheit bei der Konzeption von Grundrissen und der Raumverteilung der Baukörper im Außenraum aus, wobei Fassaden trotz mancher repräsentativer Note nie überladen erscheinen. Zum ständigen Formenrepertoire gehören Kolossalpilaster, selten Vollsäulen, meist freier und reicher gestaltete hervorgehobene Mittelrisalite, die Anwendung der Enfilade und als Eigenheit eine Vorliebe für Obeliskenspitze wie bei Kirchen und beim Fortunaportal am Potsdamer Stadtschloß.

Somit sind architektonische Elemente und formale Mittel zu finden, wie sie auch im Schloßbau zu Bubain existieren, die anhand der Grundrisse und des Aufmaßes überkommen sind.

Berührungspunkte des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau zu diesen beiden Architekten ergeben sich mehrfach, einmal durch seine dynastischen Beziehungen zum Statthalterhaus der Oranier, dem früheren Gebieter beider Baumeister, zum anderen als autarker fürstlicher Befehlshaber in preußischen Diensten, dem die Offiziere des Ingenieurkorps Brandenburgs zur Verfügung standen. Das nutzte er als Gouverneur der Festung Magdeburg aus, da diese ihm seit 1702 direkt unterstanden; zu ihnen gehörte auch Festungsbaumeister Gerhard Cornelius von Walrave (1692–1773). Dieser stand auch beim Sohn, Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau, während der Festungsausbauten im 2. Schlesischen Krieg unter dessen Kommando. Somit sind engere Kontakte zwischen dem Bauherrn in Bubain und den beiden in Ostpreußen für den Hochadel sowieso tätigen Architekten durchaus möglich, selbst wenn deren Engagement für diese Schloßbauten ein Jahrzehnt zurück liegt. Politisch bedenklich erscheint für de Bodt, daß er 1728 in den Dienst des Antipoden Sachsen geht und in Dresden als General Chef des Ingenieurcorps und Nachfolger Johann Friedrich v. Eosanders gen. v. Göthe (1670–1729) wird, also der Baumeistergarde des Militärs auf der gegnerischen Seite vorsteht. Bis zu jenem Zeitpunkt ist Jean de Bodt für Preußens Königshaus tätig. Das Faktum, daß das Bauvorhaben für Bubain vor 1730 beschlossen wurde, stützt den Zeitpunkt einer früheren Projektplanung, als die erwiesene Bauzeit 1735–1738 sie naheulegen scheint.

So sprechen mehrere Faktoren dafür, in Architekten Jean de Bodt den Verfasser oder zumindest geistigen Urheber des Entwurfs für die Schloßanlage in Bubain bei Insterburg zu sehen. Indem er mehrere Schloßentwürfe schuf, nicht nur aufgrund des Engagements für die hochadeligen Bauherrn im Herzogtum Preußen, sondern auch wegen der mutmaßlichen Kontakte zum Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Anteil hätte dabei auch sein engerer Mitstreiter und Landsmann Jean de Collas, welcher dessen Entwürfe und Pläne umsetzte oder als Bauleiter realisierte.

Zur Bautypologie und H-Gestalt

Die Baukonzeption in ihrer funktionalen Zweckmäßigkeit wie in ihrer Geisteshaltung läßt sich eher aus dem ausführlichen Grundriß erschließen als aus dem Aufmaß der Schloßfront zum Pregel. Die architektonische Gestalt des Bauwerkes wird in der

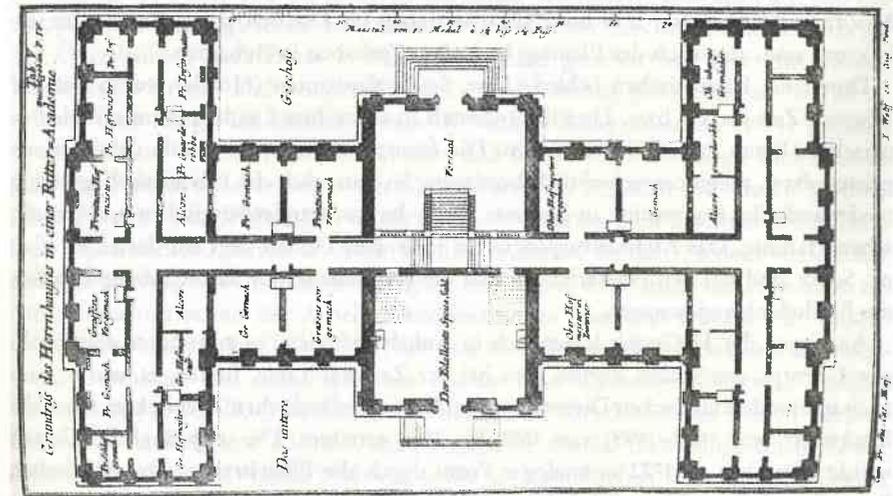
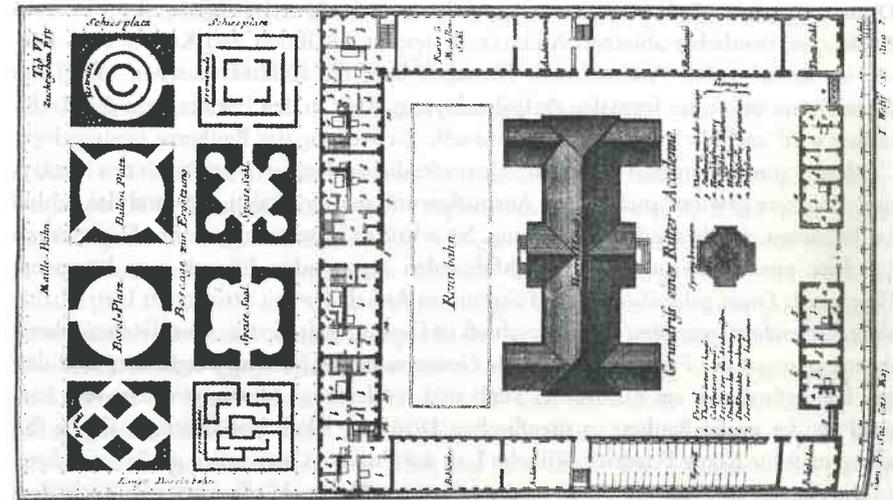


Abb. 7: Leonhard Christoph Sturm, Berlin, Herrenhaus in der Ritter Academie, Grundriß. (Aus: Ulrich Schütte (Hg.): Architektur und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden. Ausstellung Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1984, Katalogteil Nr. 159, S. 210f.)

Dimension seiner äußeren Raumwirkung, also in der Durchdringung der einzelnen Baukörper, deutlicher ablesbar. Architektur besteht aus Raum und Körper bzw. Körper im Raum. Unser Aufmaß trifft Aussagen über die architektonischen Mittel des Baumeisters bei seiner formalen Aufgabenlösung. Aber in den Formmitteln des Architekten wird auch die geistige und individuelle Zielstellung des Bauherrn niedergelegt.

Abseits vom Stammland des eigentlichen väterlichen Bauherrn und auch des Nutzers und Besitzers gewinnt auch in den Ausmaßen und dem formalen Aufwand das Schloß zu Bubainen eine besondere Bedeutung. So erhält es in seiner deutbaren Funktion als Landsitz eines Erbprinzen und nachfolgenden regierenden Fürsten eine besondere Wertigkeit. Diese geht über die im Fürstentum Anhalt-Dessau errichteten Herrschaftssitze, abgesehen vom alten Residenzschloß in Dessau, weit hinaus. Nur die besonderen Anstrengungen des Fürsten Leopold als Gouverneur der Festung Magdeburg und dessen Baumaßnahmen am Aufbau der Stadt sind vergleichbar. Hier entwickelte sich Leopold als der große Bauherr in preußischen Diensten. Ähnliches Verlangen dürfte ihn sinngemäß für König Friedrich Wilhelm I. in der Provinz Ostpreußen getrieben haben.

Die Dessauer Linie mit dem „Alten Dessauer“ entschließt sich erst nach dem Schloßbau in Bubainen zu den Stadtpalaisbauten in Dessau für dessen übrigen Söhne Moritz und Eugen von 1739 bis 1742, später auch für Dietrich, deren Baumeister unbekannt sind, also nach der Planung bzw. dem Vorhaben in Bubainen.

Durch die französischen Schloß- bzw. Stadtpalaisbauten (Hôtels) wurde seit der Régence-Zeit die H- bzw. Dreiflügel-Gestalt in deutschen Landen, ja im mitteleuropäischen Raum zur vertrauten Form. Die formale Konzeption wurde dabei jedoch geistes- bzw. religionsgeschichtlich bestimmt. So entsprach die calvinistisch geprägte niederländische Konzeption in gewisser Weise der kurbrandenburgischen und preußischen Haltung. Das Architekturprogramm in Anhalt-Dessau liegt auf derselben Ebene. Somit sind mit den Niederlanden und der Zwischenstation Brandenburg-Preußen die Einflußsphären genannt.

Analogien der H-Gestalt lassen sich in Anhalt reduziert, in gewohnter dreiflügeligen U-Form, am Schloß Zerbst, also bei der Zerbster Linie, finden, es wurde vom auch in brandenburgischen Diensten stehenden niederländischen Architekten Cornelis Ryckwaert (vor 1652–1693) von 1681 bis 1692 errichtet. Die ursprüngliche Gestalt wurde allerdings ab 1722 in analoger Form durch die Flügeltrakte vom sächsischen Baumeister Johann Christoph Schütze (1687–1765) erweitert.

Die deutlich konzipierte H-Gestalt hat auch der Theoretiker und Mathematiker Leonhard Christoph Sturm (gest. 1729) kreiert, als er seine Entwürfe in „Vollständige Anweisung Regierungs- Land- und Rath-Häuser ...“, Augsburg 1718, vorstellte, worin z. B. auch der „Aufriß des Herrnhaußes in der Ritter-Academie“ sowie auch „Zucht- und Liebes-Gebäu“ von 1720 in Auf- und Grundrissen erschienen.³⁰ (Abb. 7) Dabei liegen die architektonischen Akzente auf zentralem Mittelrisalit und langen Seitenflügeln, die in der Raumdisposition auf die jeweilige Funktion variabel eingerichtet sind.

³⁰ Ulrich Schütte (Hg.): Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden. Ausst. Kat. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1984, Kat. Nr. 155, 159, Abb. S. 210–211.

Prof. Dr. Dr. Bernhard Stasiewski (1905–1995)

Zum Gedenken anlässlich seines 100. Geburtstages

Von Stefan Samerski

Am 14. November 2005 jährt sich der 100. Geburtstag des Bonner Kirchenhistorikers Professor DDr. Bernhard Stasiewski¹. Obgleich als ältestes von elf Kindern in Berlin-Rixdorf geboren, wohin die Stasiewskis 1904 gezogen waren, stammten beide Elternteile aus Westpreußen: der Vater Hans Leopold aus Neuenburg, die Mutter Narzissa Amalie geb. Gosienecki aus Münsterwalde. Gegen Ende seiner Schulzeit gab Bernhard Stasiewski als Berufsziel „Universitätsprofessor“ an. Als der leidenschaftliche und unermüdliche Forscher dieses Ziel nach einem kontinuierlichen Weg in Wissenschaft und Pastoral mit 56 Jahren erreichte, konnten sich sein innovativer Forscherdrang, sein pädagogisches Geschick, seine schriftliche Produktivität, vor allem aber sein Organisationstalent ganz entfalten. Der Blick auf sein kaum überschaubares Œuvre² an Publikationen, Reihen, wissenschaftlichen Einrichtungen zeigt, daß sein Interesse von Anfang an auf Polen und die früheren deutschen Ostgebiete, aber auch auf den osteuropäischen Raum gerichtet war, nachdem die Berliner Kirchengeschichte nach seiner Übersiedlung nach Bonn in den Hintergrund getreten war. Der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung gehörte er seit 1970 an³.

Nach dem Abitur am Berliner Friedrich-Wilhelm-Realgymnasium (1924) studierte er als Breslauer Priesteramtskandidat dort und in München Theologie und Philosophie. Die Priesterweihe erhielt er mit Altersdispens am 27. Januar 1929 durch Kardinal Adolf Bertram. Im gleichen Jahr erfolgte seine Promotion zum Lizentiaten der Theologie. Anschließend setzte er seine Studien in Berlin in den Fächern Geschichte, Kunstgeschichte, Slawistik und Philosophie fort, die er 1933 durch die Promotion bei Albert Brackmann mit der Arbeit „Untersuchungen über drei Quellen zur ältesten Geschichte Polens“ abschloß. Neben der sich anschließenden Lehrtätigkeit zur polnischen Geschichte und osteuropäischen Profan- und Kirchengeschichte an Berliner Hochschulen (1935–1958) behandelte Stasiewski die Geschichte des jungen Berliner Bistums in Artikeln und Kleinschriften, engagierte sich im Diözesangesichtsverein, dessen Leiter er von 1943 bis 1958 war, sowie im Katholischen Bildungswerk, dem er

¹ Detailliertes Biogramm mit Bibliographie über Bernhard Stasiewski: Reimund Haas, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 19, Herzberg 2001, S. 1330–1337. Letzte umfassende Würdigung: Stefan Samerski, in: Schlesische Kirche in Lebensbilder, Bd. 7.

² Eine Bibliographie seiner Werke bis 1975 bietet: Narzissa Stasiewski, in: Gabriel Adriányi/Joseph Gottschalk (Hgg.), Festschrift für Bernhard Stasiewski. Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte, Köln–Wien 1975, S. 213–260. Ergänzungen und Fortführung bis 1992: Narzissa Stasiewski, in: Archiv für Schlesische Kirchengeschichte 53 (1995), S. 367–381.

³ 75 Jahre Historische Kommission für Ost- und Westpreussische Landesforschung. Forschungsrückblick und Forschungswünsche, hg. von Bernhart Jähmig (Tagungsberichte der Historischen Kommission für Ost- und Westpreussische Landesforschung, 13), Lüneburg 1999, S. 173.

von 1946 bis 1954 vorstand. Bereits 1937 wurde seine historiographische Tätigkeit vom NS-Regime argwöhnisch beobachtet.

Der Weltkrieg und die ersten Nachkriegsjahre unterbrachen sein Wirken: Zwischen 1940 und 1944 arbeitete er als Dolmetscher beim III. Generalkommando in Berlin; am 19. Juli 1946 wurde er vom sowjetischen Geheimdienst verschleppt und bis Juni 1947 in verschiedenen Militärgefängnissen (Dresden, Bautzen etc.) verhört und gefangengehalten. Die sich anschließenden Rufe an die Ostberliner Humboldt-Universität und nach Rostock mußte er daher ablehnen. Der Berliner Bischof Konrad Kardinal von Preysing schickte ihn statt dessen auf Einladung der amerikanischen Militärregierung für drei Monate auf eine Studienreise in die USA (Februar–Mai 1949), um die dortige religiöse Erwachsenenbildung kennenzulernen. Neben der Leitung des diözesanen Bildungswesens und den pastoralen Funktionen als Hausgeistlicher des katholischen Knaben-Waisenhauses in Berlin-Moabit bereitete er seine kirchenhistorische Dissertation („Kirchengeschichtliche Beiträge zur Entwicklung des deutsch-polnischen Grenzsaumes im Hochmittelalter“) vor, die er beim früheren Breslauer Professor Franz-Xaver Seppelt 1952 in München abschloß. Ein weiterer ehemaliger Breslauer, Hubert Jedin, begleitete die Habilitation (1958) mit einer Arbeit über „Die Anfänge der Christianisierung Polens auf dem Hintergrund der slawischen Missionsgeschichte des frühen Mittelalters“. Neben Berlin und Polen trat aber gleichzeitig die kirchliche Zeitgeschichte Deutschlands in seinen Gesichtskreis: Zwischen 1954 und 1958 erhielt er mit einem Stipendium des Bundesinnenministeriums den Forschungsauftrag, die Situation der Kirche im Nationalsozialismus zu untersuchen. Dazu besuchte er zahlreiche Archive bundesdeutscher Ordinariate und Generalvikariate. Die Vielzahl der hier gehobenen Dokumente floß in die drei umfangreiche Bände „Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933 bis 1945“ ein, die zwischen 1968 und 1979 von der Kommission für Zeitgeschichte herausgegeben wurden. Bereits hier zeigte sich, welchen wissenschaftlichen Wert er Editionen beimaß und welche Akribie und handwerkliche Präzision er auf die Herausgabe von Aktenmaterial verwandte.

Nachdem Stasiewski 1961 zum Dozenten an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn ernannt worden war, nahm er zum 7. November 1962 den Ruf auf den für ihn eingerichteten dortigen Lehrstuhl für „Mittlere und Neue Kirchengeschichte“ an, der am 8. Februar 1965 um die Kirchengeschichte Osteuropas erweitert wurde. Als Professor verband er begeisterndes pädagogisches Geschick mit anerkannter Fachkompetenz. Seine eigene wissenschaftliche Genauigkeit und Präzision vermittelte er auch an seine Schüler. Unter seiner Leitung erstanden allein 111 Diplomarbeiten; außerdem führte er eine Schülerin und neun Schüler zur Promotion sowie einen zur Habilitation. Für das akademische Jahr 1966/67 wurde er zum Dekan und Senator, 1967/69 und 1971/1973 zum Wahlsenator seiner Fakultät gewählt. Darüber hinaus leitete er an der dortigen Universität in den Jahren 1972 bis 1981 die Senatskommission „Studium der deutschen Geschichte und Kultur im Osten“, die eine Vielzahl von richtungsweisenden Veröffentlichungen hervorbrachte. Für seine fachliche und menschliche Kompetenz spricht außerdem, daß er zwischen 1965 und 1969 den Vorsitz der

Arbeitsgemeinschaft der Katholisch-Theologischen Fakultäten und der Philosophisch-Theologischen Hochschulen Deutschlands übernahm.

Außerhalb der Hochschullandschaft leitete er zwischen dem 30. März 1974 und dem 12. April 1984 das bedeutendste deutsche Gremium der Ostforschung, den Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat in Marburg, und stand zwischen dem 19. Juni 1968 und dem 9. Dezember 1983 dem Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e.V. (Sitz in Bonn) als Erster Vorsitzender vor, um nur die bedeutendsten Stationen seines Wissenschaftsmanagements zu nennen. Dem letztgenannten Institut sicherte er hohen wissenschaftlichen Standard, erweiterte den Forschungsradius auf ganz Ostmitteleuropa und baute die Nachwuchsförderung durch jährliche Arbeitstagen, das seit 1973 vergebene Kardinal-Bertram-Stipendium und Publikationsreihen aus. Allein 25 Bände der „Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands“ wurden von ihm redigiert und herausgegeben. Unter ihnen ragen etliche Quelleneditionen hervor, darunter zahlreiche Ost- und Westpreußen betreffende wie die Akten des Kanonisationsprozesses der Dorothea von Montau⁴ und die Geschichte der Danziger Jesuitenresidenz seit 1585⁵. Ansonsten hatte Stasiewski vor allem in den sechziger Jahren eine Reihe von kleineren biographischen Artikeln und Beiträgen zur kirchlichen Länderkunde Ost- und Westpreußens beige-steuert⁶.

Auch anderen Verbänden der ostdeutschen Kulturarbeit gehörte Stasiewski an führender Stelle an (Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen etc.). In dieser Zeit entstand auch das Gros seiner über 660 Veröffentlichungen. Die Wertschätzung seiner Kollegen wird in den beiden Festschriften zum 70. und 75. Geburtstag greifbar.

Neben dem Wissenschaftsbetrieb wirkte Stasiewski in der Seelsorge – sei es in Bonn und Königswinter-Ittenbach (seit 1971), sei es im Priesterrat des Kölner Erzbistums, in den er am 12. Juni 1967 fortgesetzt bis 1987 berufen wurde. Außerdem arbeitete er als Mitglied zwischen 1969 und 1978 in der Ökumenischen Bistumskommission der Erzdiözese mit. Auch nach seiner Emeritierung als Professor in Bonn (31. März 1974) setzte er seine kirchenhistorische Lehrtätigkeit bis März 1987 im Studienhaus für spätberufene Priesteramtskandidaten, Burg Lantershofen, fort und hatte zahlreiche Ehrengesamte inne. Noch bis ins hohe Alter hielt er Vorträge und war er ein gefragter wie stets

⁴ Vita Dorotheae Montoviensis Magistri Johannis Marienwerder, hg. von Hans Westphal unter Mitwirkung von Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 1), Köln–Wien 1964; Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521, hg. von Richard Stachnik in Zusammenarbeit mit Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld und Hans Westphal (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 15), Köln–Wien 1978.

⁵ Historia Residentiae Gedanensis Societatis Jesu ab anno 1585. Geschichte der Jesuitenresidenz in Danzig von 1585 bis 1642, hg. von Richard Stachnik unter Mitarbeit von Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, 21), Köln–Wien 1986.

⁶ Artikel beispielsweise zu Danzig, Brun von Querfurt und Copernicus. Vgl. dazu die Bibliographie in Anm. 2.

hilfsbereiter Wissenschaftler. Sein letztes großes Werk, das in methodischer Genauigkeit seinen früheren Veröffentlichungen nicht nachstand, bildete die Herausgabe des zweibändigen Sammelwerks über Kardinal Bertram (1992/94), der ihn damit sein ganzes wissenschaftliches Leben begleitet hatte. Ganz überraschend starb er in seinem Haus in Königswinter-Ittenbach am 1. Juli 1995.

Bernhard Stasiewski war Mitglied in 17 kirchlichen und wissenschaftlichen Institutionen. Als kultivierter und liebenswürdiger Mensch verstand er es leicht, im In- und Ausland Kontakte herzustellen, Forschungen anzuregen und besonders junge Wissenschaftler interdisziplinär zu fördern. Bewahrung und Weitergabe von Kulturgut verstand er als lebendigen Dienst für das Hier und Jetzt, wobei er seine wissenschaftliche Aktivität als priesterliche Aufgabe in der Welt auffaßte. Als Kleriker mit kirchlicher Gesinnung überzeugend, als Lehrer und Prüfer trotz hoher Ansprüche beliebt, vermochte er durch die Lebendigkeit der Wissensvermittlung Freude an der Theologie und Wissenschaft zu vermitteln. Für die dort geleistete Arbeit wurde er sowohl von Kirche und Staat als auch von der Wissenschaftswelt hochgeehrt. 1969 ernannte ihn der Papst zu seinem Hauskaplan (Monsignore), 1975 zum Päpstlichen Ehrenprälat und 1993 zum Apostolischen Protonotar. 1971 erhielt er für sein wissenschaftliches Werk das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und 1986 das Große Verdienstkreuz. Seine Leistungen um die ostdeutsche Forschung wurde durch die Verleihung der Plakette für Verdienste um den deutschen Osten und das Selbstbestimmungsrecht (1977), des reich dotierten Georg-Dehio-Preises für Kultur- und Geistesgeschichte (1981) sowie der St. Hedwigs-Medaille des Bistums Breslau in der Vertreibung (1985) gewürdigt. Sein Heimatbistum Berlin, dessen Bildungsarbeit er jahrzehntelang leitete und begleitete, verlieh ihm 1989 die Petrus-Medaille.

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
 und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35305 Grünberg

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 44/2006

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Michael Zieg, Helfrich von Selbold (* zw. 1390 und 1400 – † 1465 Sept.) – Kompan und Komtur, S. 1 – *Bernhart Jähnig*, 750 Jahre Königsberg/Kaliningrad, S. 20 – Buchbesprechungen, S. 24.

Helfrich von Selbold (* zw. 1390 und 1400 – † 1465 Sept.) – Kompan und Komtur

Ein Beitrag zur Rolle des Wetterauer Niederadels im Ordensstaat Preußen
in der Mitte des 15. Jahrhunderts

Von Michael Zieg

Daß viele ritterbürtige Geschlechter der Wetterau Familienangehörige zum Deutschen Orden nach Preußen entsandten, ist der Deutschordensforschung nicht verborgen geblieben. Biographische Würdigungen erfuhren aber nur wenige. Mit der Lebensbeschreibung des Deutschordensbruders Helfrich von Selbold soll nun versucht werden, diese Lücken in der Forschung zu verkleinern. Grundsätzlich wird anhand der Betrachtung von Helfrichs Lebensweg zu untersuchen sein, inwieweit es auch den Wetterauer Ordensbrüdern gelang, familiäre oder landsmannschaftliche Bindungen aus der Heimat in das Preußenland zu transferieren, Netzwerke zu knüpfen und für ihre jeweiligen Interessen zu nutzen¹. Dabei ist zwangsläufig auch zu berücksichtigen, daß große Teile des Wetterauer Niederadels auf eine gemeinsame politische Wiege in der Reichsburg Friedberg zurückblicken konnten.

Zuerst soll Helfrichs Werdegang zur Zeit Pauls von Rusdorf skizziert werden. Gerade das Ende von dessen Regierungszeit war überschattet von dem sich verschärfenden Zungenstreit und der daraus resultierenden Rebellion der Konvente Königsberg, Balga und Brandenburg in den Jahren 1439 und 1440. Die Hauptakteure dieser Ge-

¹ Auf die Bedeutung landsmannschaftlich orientierter Politik und ihre Auswirkungen auf den Ordensstaat hat zuletzt Dieter Heckmann hingewiesen, vgl. seinen Beitrag: Der Übergang der Neumark an Brandenburg im Jahre 1455 im Spiegel der zollernschen Unterwanderung des preußischen Zweiges des Deutschen Ordens, in: Preußenland 43 (2005), S. 2–19.